Sagen und Erzählungen

aus Ungarn

von

Therese Pulszky.

Erstes Bändchen.

Sagen.

Berlin.
Verlag von Franz Duncker.
(W. Besser's Verlagshandlung.)
1851.

Bettinen.

Dir mächtige Königin im Feenlande, deren melodische Gefühle selbst den greisen Merlin verjüngten, als die Töne seiner Zauberharfe schon zu verklingen begannen, Dir seien diese Sagenblumen geweiht.

Sie sind nicht gepflückt auf der heimathlichen Haide, sie sind der Erinnerung im Lande der Verbannung entkeimt, — spärliche Treibhauspflanzen, des Duftes entbehrend. Und doch erfreuten sie mein Herz, als ich sie zum Strauße band; als ich von der kalten Wirklichkeit der Tagesgeschichte, — wo am Webstuhl der Zeit gedankenlose Taglöhner jenen herrlichen Peplos weben, der die Statue der Freiheit schmücken wird, — mich zurückwandte in

das Reich der Phantasie, in die Waldeseinsamkeit der Sage. — Die Weisen dieser Erde, deren einziges Ziel das Geld ist, haben es oft genug auf der Börse und in den Kabinetten ausgesprochen, daß alle jene Güter für die wir kämpfen und leiden, für die wir gern die schwersten Opfer täglich tragen, daß die Volksfreiheit und das Recht der Unterdrückten nur eine Sage seien, und Gerechtigkeit und Pflichtgefühl nur der Schatten eines Traumes. Doch sie vergessen, daß die Dichtung nur die Hülle der Wahrheit ist, und daß jeder Traum, der die Herzen von Millionen erfüllt, zur Wirklichkeit werden muß. Die Welt liegt freilich gefesselt zu ihren

Füßen, in Ketten von Gold und in Ketten von Eisen, doch der Geist läßt sich nicht knechten, und ist auch das Gold dehnbarer als das Eisen, so schmilzt es doch an der Flamme der Begeisterung, und die Zeit ist nahe, wo die schamerröthende Menschheit jene kostbaren Fesseln der Korruption verachtend abstreift, die jetzt den Aufschwung ihrer edelsten Gefühle lähmen, und sie wird dankbar den Namen jener nennen, die die spärliche Flamme genährt, als sie zu verlöschen drohte.

Diesem heiligen Berufe hast du stets gelebt, und du hast dabei den leichten Sinn des Kindes nicht verloren, das sich um die Zukunft nicht küm-

mert, und jeder Blume sich erfreut, die es findet. — Empfange freundlich diese Blätter von der Unbekannten, die Deinem Gefühle nahe steht.

34 St. Petersburgh Place Bayswater
20. November 1850.

Therese Pulszky.

Inhalt.

Seite

Einleitung.

Die Poesie jedes Volkes spricht sich in den Sagen desselben aus, sie sind die Beweise seines Reichthums oder seines Mangels an Phantasie. Doch die Einbildungskraft ist nicht die einzige Quelle des Sagenstromes; wenn wir ihn aufwärts verfolgen, gelangen wir in dasselbe warme Dunkel, in dem die Gefühls- und die Gedankenwelt, der Verstand und die Phantasie, sich noch nicht von einander geschieden haben, und dem die ersten Anfänge der Poesie und der Wissenschaft, der Philosophie und des Mythos entkeimten. Wie das Kind es noch täglich thut, so frägt auch jedes Volk in seiner Kindheit, bei jeder auffallenden

Erscheinung, nach dem Grunde derselben, und wie das Kind sich mit jeder Antwort begnügt, ohne über ihre Richtigkeit weiter nachzuforschen, und wie es jene Ursachen der Erscheinungen vorzieht, die ihm nicht einen abstrakten Grundsatz für den Verstand, sondern ein Bild für die Phantasie bieten, so begnügt sich auch das Volk lieber mit einer Mythe, als daß es in die Gesetze der physischen Natur eindringen würde. Die Herrschaft des analytischen Verstandes entwickelt sich erst im reiferen Alter des Menschen und der Völker, ihre Kindheit wird von der Phantasie beherrscht. Die Fragen, die in unserer Zeit die Astronomie und die Geologie, die Physik und die Philosophie lösen, sie waren alle im Alterthume in der Mythologie zusammengefaßt. Die Mythologie war für die Völker des Alterthums was der Koran ist für den Muhamedaner, das Buch der Wissenschaft und das Buch des Gesetzes, und diese Anschauung hemmte

oft, selbst in späteren Epochen, die Forschungen der Wissenschaft. Herodot wagt es nicht, den ganzen Umfang seines Wissens mitzutheilen, er fürchtet das religiöse Gefühl seiner Landsleute zu verletzen; und Anaxagoras, Diagoras, Socrates und andere Philosophen Griechenlands fühlten in verschiedener Weise die tyrannische Eifersucht des Volksglaubens. Die intuitiven Ahnungen der Poesie ersetzten damals noch die Forschungen der Wissenschaft. Doch die Nebel die die Morgensonne der Wissenschaft umdüsterten, zerstreuten sich nach und nach, der kritische Verstand trat an die Stelle der constructiven Phantasie, und allmählig erhellte sich der Gesichtskreis des Volkes; aber trotzdem hängt dieses noch immer an der Tradition, und knüpft die Spiele seiner Phantasie gern an eigenthümliche Erscheinungen der Natur, um sie zu erklären.

Das moralische Gefühl ist im Volke eben so lebendig, wie die Phantasie, und den Erklärungen

der Naturerscheinungen liegt daher gewöhnlich eine moralische Idee zu Grunde, die der Sage einen noch tieferen Reiz verleiht. So wie aber die Sage einerseits sich an die Naturwissenschaften knüpft, so ist sie andererseits mit der Geschichte verbunden. Wenn das Volk eine ausgedehnte Schloßruine in der Waldeinsamkeit sieht, da frägt es selten um die genaue Geschichte desselben; für den Jäger und Schäfer ist sie das Werk der Riesen, der Feen, oder des Teufels, und der Name des Ortes ist hinreichend, um eine Sage hervorzurufen.

In den Blättern, denen diese Worte zur Einleitung dienen, haben wir versucht, ungarische Sagen verschiedener Art zusammenzustellen, sie gehören den verschiedenen Völkerschaften an, die Ungarn bewohnen. Die Mehrzahl dieser Erzählungen ist mit Naturerscheinungen verbunden und geben Aufschluß über den Ursprung des zarten Federgrases, der erratischen Blöcke, der heißen Quellen, besonders

aber der eigenthümlichen Bildungen der Kalkformation. Die Strafe für die Entheiligung des Sonntags ist das Thema von mehr als einer ungarischen Sage, der Sünder wird gewöhnlich in Stein verwandelt. Isolirte Kalkfelsen und die Tropfsteingebilde in den Höhlen, die von weitem der Menschengestalt ähneln, werden durch solche Erzählungen erläutert; doch auch der grausame Grundherr, der seine Unterthanen drückt, der reiche Mann, der das Brot vergeudet und den Hunden vorwirft, während Lazarus vor seiner Schwelle hungert, und die böse Stiefmutter, die ihre Stiefkinder zur Sünde zwingt, werden ebenfalls zu Felsenblöcken.

Die Brüder Grimm haben zuerst darauf aufmerksam gemacht, wie in vielen Volkssagen und Sprichwörtern die Bruchstücke der alten Mythologie zu erkennen sind. Als das Heidenthum gebrochen war, flüchtete es sich in das Reich der Märchen

und Sagen; war ja doch die Fabel der alten Mythologie nichts anders, als das glänzende Gewebe der Phantasie, das einige Grundthesen der moralischen und physischen Weltordnung umhüllte. Freilich nahm das Volk die goldene Hülle für den Kern, und nur tiefere Denker fanden die Wahrheit, den Erfahrungssatz, oder die philosophische Auffassung, die der symbolischen Mythe zu Grunde lag.

Die Forschungen der Gebrüder Grimm haben hingereicht, um nachzuweisen, daß soweit die deutsche Zunge reicht, die nordische Mythologie, der Dienst Wodan's, Thor's, Freya's, Suttur's rc. herrschte, und ihre Erinnerung sich nicht nur in den Namen der Wochentage, sondern auch in manchen Gebräuchen, Localsagen und Sprichwörtern erhalten habe. Eigenthümlich und neu ist es aber Analogien der germanischen Mythen in den Sagen einer slawischen Population zu finden, die doch bekanntlich eine durchaus verschiedene Mythologie hatte, die mit der

nordischen nur in einem Grundcharakter Aehnlichkeit hat, daß nämlich alle Vorstellungen der Götter, und Erzählungen ihrer Thaten vollkommen unplastisch sind, und daher trotzdem, daß eine tiefe philosophische Natur- und Weltansicht sich in ihnen ausspricht, dennoch nie so populär werden können, wie die Mythologie Südeuropas im Alterthume, oder die Sagen des Orients. Die Formlosigkeit, die den indischen, slawischen und altgermanischen Mythen anhängt, widerstrebt unserm Gefühle.

Verschieden von den Sagen und Erzählungen, die an eine bestimmte Stelle, an eine Quelle, einem Felsblock, oder einen Stein geknüpft sind, daher stets localer Natur bleiben und sich nur auf einzelne Gegenden beschränken, finden wir andere über das ganze Land verbreitet, die durch ihre Popularität sich eine sprichwörtliche Geltung verschafft haben, wie z. B. die Anecdote vom armen Tartaren, oder die Legende vom Pan Twardowski.

Die jüdischen Erzählungen haben ein eigenthümliches Gepräge, sie sind dem Talmud entsprossen, der Typus des Judenthums hängt unzerstörbar an ihnen, wie an all den unwandelbaren Gebräuchen der Juden, sie knüpfen sich an das alte Testament.

Auch einige fremde Sagen, die nur wenig mit Ungarn verbunden sind, wurden in die folgende Sammlung aufgenommen; ihr poetischer Gehalt möge für sie sprechen.

Die Reihe der Erzählungen, die hier den Lesern vorgeführt wird, ist übrigens nicht absichtslos zusammengestellt worden. Allgemeine moralische Ideen, und sociale Bilder des Mittelalters bilden ihren Gegenstand. Der Erfahrungssatz, daß der Mensch gewöhnlich in jenem Augenblick von der Erfüllung seiner Wünsche am weitesten steht, wo er sie glaubt schon ergreifen zu können, — liegt der deutschen Zipsersage vom Karfunkel zu Grunde, und ist in der slawischen vom Goldkreuz in Körösfö noch weiter

ausgeführt. Die jüdischen Sagen von Schamhazai und Aschmodai, so wie die persische von Anahid sollen es zeigen, wie thöricht allzu großes Selbstvertrauen sei, und wie selbst die Besten und Weisesten zum Falle kommen, bloß dadurch, weil sie, statt die Versuchung zu meiden, ihr entgegengehen.

Statt der hellen Farben, die uns in diesen Erzählungen der Ostwelt entgegenschimmern, umfängt uns in der Sage von der Nonne von Rauschenbach ein düsteres katholisches Dunkel, sie endet mit einer Dissonanz. Trotz der Strafe, der die Nonne nicht entgehen kann, die ihr Gelübde bereut, und aus dem Klosterfrieden in das Weltgewühl sich zurücksehnt, ist doch die Volkssympathie ganz auf ihrer Seite; die Unnatur des Nonnengelübdes tritt hier offen vor die Augen. Doch in der Sage von der Gründung Monastir's erscheint das Kloster als Ort der Sühne, und die Geschichte Dangeth's, der durch die Quelle geheilt wird, die er enthei-

ligte, ist eine mittelalterliche Variation des altgriechischen Thema's von der Lanze des Achilles, welche allein die Wunden heilen konnte, die sie schlug. Die Gründung von Zeben führt noch in eine andere Phase des mittelalterlichen Lebens. Wir sehen den Kampf der stolzen Allodbesitzer in den Zeiten Bela's III., die ihr Gut nicht vom König zu Lehen nehmen wollen, und des Feudaladels, der an den Hof gekettet ist. Die spätere Sage des Zipserhauses zeigt den Gegensatz vom Bürgerthum und dem Adel. Aehnlicher Art ist der slowakische Janosik, diese Bauernsage, in der der gemeine Räuber als ein Rächer des Unrechts auftritt, und von den grausamen Herrn nur durch List überwältiget werden kann. Der arme Tartar und Pan Twardowski sind Satyren gegen die Herrschaft der Frauen, wie sie im Mittelalter häufig vorkommen. Die poetische Wendung, die der polnische Zweig der Twardowskisage nimmt, führt uns aber natürlich in das Reich der

Feen ein, an dem sich die Phantasie des Volkes stets von neuem ergötzt. Die Felsen von Lipnik, sowie die Mädchenburg und das Märchen vom Haare des Waisenmädchens gehören in diese Klasse, und vertreten die Feen-Mythologie von Ungarn. Wenn aber zuletzt in Jack dem Pferdehändler und Klingsor aus dem Ungarlande modernere Klänge durch das Volksmärchen durchtönen, so möge der Leser es dadurch entschuldigen, daß die Gegenwart ihre Rechte auch fordert.

Wer übrigens die Sagen des Volkes aus dessen Munde gehört hat, wer mit dem Schäfer, auf dem Rasen hingestreckt, am Hirtenfeuer; oder dem Jäger bei der vollen Feldflasche im Waldesdunkel die Erzählungen selbst ablauschte; oder das Geschwätz des Bauermädchens am Spinnrocken, den langen Winterabend hindurch, gehört, erst der kennt ganz den Reiz, der diesen Sagen inwohnt, und den keine Feder wiedergeben kann. Ebenso wie der Schmetter-

ling, der die Blume rasch umflattert, und dann die Flügel im Sitzen langsam auf und zuschlägt, nicht mehr derselbe ist, wenn er auf die Nadel gespießt, und ausgestreckt unter dem Glase in der Sammlung aufbewahrt ist; ebenso wie die Blume zwischen dem Löschpapier des Herbariums Duft und Farbenglanz verliert; so ist auch die Volkssage, fern von der Gegend, der sie angehört, farblos und matt geworden. Wir haben uns zwar bemüht, die Naivität und Frische der Volkserzählung nicht zu verwischen, wie weit dies gelungen sei, möge der Leser entscheiden.

Franz Pulszky.

Sagen aus Ungarn.

Der Karfunkel am grünen See.

In den Karpathenthälern finden wir häufig Seen von unergründlicher Tiefe. Keine Quelle rieselt ihnen zu, kein Bächlein fließt von ihnen ab; der See ist lautlos wie das Thal, das ihn umgiebt, und wenn die Wasser im Sonnenstrahle nicht verdunsteten, würden sie bald die enge Wiesenfläche überfluthen, die an der einen Seite das Ufer bildet, oder sich einen Weg durch die Felsenmauer suchen, gegen die die Wellen des Sees von Zeit zu Zeit mit monotoner Gleichförmigkeit anschlagen. Die Bewohner der Umgegend glauben, daß diese Seen mit dem baltischen Meere in Verbindung stehen, das ihre Bewegungen regelt, und nennen sie deshalb „Meeresaugen.“ —

Trüben sich nun die Seen im Gebirge und kräuseln sich die grünen Wellen, ohne daß der Wind durch die Thäler braust, so sagt das Volk, „auf dem Meere ist heute sicher wieder ein großer Sturm, und vom Vater auf den Sohn geht die Sage über, daß diese Wasser von Zeit zu Zeit Schiffstrümmer und Waaren ausgeworfen haben, die tausend Meilen weit von dort vom Meere verschlungen worden waren. Die rauhen Felsenflächen rings um die Seen, die klare dunkelgrüne Farbe des Wassers, die unergründliche Tiefe desselben, und die Schwierigkeit in diese Felsenthäler zu gelangen, alles dies giebt diesen Seen einen mythischen Reiz, und manche liebliche Sage knüpft sich an sie. Die reizendste derselben ist wohl folgende:

Am „grünen See" gegen die Lomniczer Spitze zu, hört selbst die dunkle Vegetation des Nadelholzes auf, spärliches Krummholz und fahle Moose geben uns nur eine ärmliche Idee von der üppigen Mannigfaltigkeit des Pflanzenreiches, nur selten erfreut eine jungfräuliche Alpenrose das Auge. Man hört hier kein Summen der Käfer und Bienen, nur selten

verirrt sich ein Schmetterling hierher wo nur die Gemse von Felsecke zu Felsecke springt. Doch so öde auch diese Regionen waren, so waren sie doch durch ein Purpurlicht verklärt, das den Rand der Gewitterwolke oder die rauhe Spitze des Felsens färbte, und milden Glanz über die Bergeslehne verbreitete, wenn die Sonne verschwand. Ein sanftes Roth malte sich dann am Himmel, und bildete einen zarten Gegensatz gegen das tiefe Grün des Meeresauges.

Der Bauer in den Karpathen kannte die Ursache dieser himmlischen Erscheinung sehr wohl, er wußte es, daß eine Felsenkuppe hoch bis an die Gränze des ewigen Schnees in die Lüfte rage, an deren Spitze ein Karfunkel leuchtete. Des Tages über saugte der Edelstein den Glanz der Sonnenstrahlen ein, und strahlte sie des Nachts über die ganze Gegend aus. So schön war dieser Edelstein, daß sein Ruf sich über die Welt verbreitete. Viele Könige hatten gehört von ihm, und boten die Hälfte ihres Königreichs dem, der den berühmten Stein zu den Füßen des Thrones niederlegte. Der hohe Preis reizte

manchen kühnen Mann, doch vergebens. Wie ein geschliffener Marmor bot der Fels keinen Anhaltspunkt für den kletternden Fuß. Niemand konnte sich dem Juwel nahen, das auf der Felsenkuppe lag, wohin der Flug des Adlers und des Pfeils nicht trägt; sein Purpurglanz erhellte fort und fort die einsamen Nächte des Felsenthals, nicht die Prunkgemächer der Könige, — jeder Versuch mißglückte ihn zu erreichen.

Ein Jäger hatte Jahre lang versucht die jungfräuliche Spitze zu ersteigen, seine Gelenkigkeit wetteiferte mit jener der Gemse, für ihn gab es keine Gefahr, und doch blieb er immer fern von seinem Ziel. Zuletzt beschloß er mit seiner Büchse den Edelstein zu gewinnen, den er nicht unmittelbar ergreifen konnte. Er wollte es wagen auf die Gefahr hin ihn zu zertrümmern, er wußte es ja, daß selbst jeder Splitter von unschätzbarem Werthe sei. Doch auch diese Bemühungen blieben erfolglos wie alle frühern; die Kugeln prallten ab vom Felsen, ohne seine Spitze zu erreichen, und fielen abgeplattet zu Boden. Doch das Herz des Jägers hing an dem

Besitz des Schatzes, er wollte sein Vorhaben nicht aufgeben, und verkaufte seine Seele an den Teufel, für einen „Freischuß"*).

In der Abenddämmerung eilte er zum Meeres-

*) Der Aberglaube vom „Freischuß" ist bei den Jägern in Ungarn wohlbekannt; wie in der deutschen Sage und der Oper C. M. Webers gewährt der Teufel dem Jäger sechs Kugeln, die nicht fehlen können, die siebente führt er, wohin es ihm beliebt.

Ich erinnere mich, daß man es mir im Saroser Comitate erzählte, wie ein Förster der Familie Ketzer um Mitternacht im Wald von Ofalva den Teufel beschworen hatte, ihm einen Freischuß zu gewähren. Erschreckt durch die Erscheinung gespenstiger Gesichter taumelte er über die Linie des Zauberkreises, den er mit dem Ladestock zu seinem Schutz gezogen hatte, in diesem Momente verschwanden alle Erscheinungen, doch alle Haare wurden dem Jäger vom Haupte gerissen, er kam als Kahlkopf nach Hause. Zwei ganze Tage lang sah er sprachlos in den Rauchfang hinauf, hoffend, daß er irgendwo seine verlorenen Locken entdecke, denn er wußte, daß wenn der Teufel ihn auch nur bei einem Haare festhielt, er verloren sei für immer. Am dritten Tage beschloß er in seiner Verzweiflung sich eine Kugel vor den Kopf zu schießen, als er aber sein Gewehr laden wollte, fand er zu seiner größten Beruhigung all sein Haar fest in den Lauf gerammt.

auge, sein Blick war geblendet von dem goldenen Zwielicht rings umher. Er zitterte als er den Hahn spannte, doch er mußte sein Ziel erreichen, er drückte los.

Die Kugel traf den Felsen genau an der Stelle wo der Edelstein saß, doch die Gewalt des Schusses war zu groß. Sie trennte wohl den Karfunkel vom Granit, aber sie riß ihn auch fort, und statt auf den schmalen Felsenrand zu fallen, der sich zwischen der Kuppe und dem See hinzieht, stürzte der Edelstein in die Wellen, und sank leuchtend in die unergründliche Tiefe.

Die Finsterniß schloß sich über ihm, und im Meeresauge spiegelt sich seitdem nur der steile Fels, den kein Karfunkellicht mehr erleuchtet. Die Einsamkeit des fernen Thals wird nicht mehr durch die Habsucht der Menschen gestört, sein Schatz ist verschwunden.

Das goldene Kreuz zu Körösfö.

Körösfö war das reichste Dorf im Saroser Comitate geworden. Die Gold- und Silber-Gruben in der Nachbarschaft gaben einen solchen Ertrag, daß jeder Bewohner einen polirten Wandkasten im Zimmer stehen hatte. Acht Ochsen und vier Pferde standen in jedem Stall; an dem blauen Tuchrocke des Bauers waren die Knöpfe von Silber, goldene Sporen klirrten an seinen Füßen; die Battisthemdärmel der Burschen waren mit Seidenspitzen garnirt; die Frauen trugen goldene Hauben, und die Mädchen goldene Diademe (parta) im Haare. Silberne Löffel und Schüsseln waren im Küchenschrank aufgestellt, und sie tranken den köstlichen Tokayer aus goldenen Bechern.

Der Segen Gottes hatte sich reichlich an diesen Bauern offenbart; doch sie verdienten es auch; sie verwandten die im Schweiße ihres Angesichts gewonnenen Schätze zum Besten ihrer Mitbrüder, kein Bettler war weit und breit zu sehen; wer arbeiten konnte, fand Arbeit im Dorfe, und wer unfähig war zur Arbeit, der wurde im Hospital versorgt. Um aber ein würdiges Denkmal ihres Gottvertrauens zu setzen, bauten sie eine große Kirche, und ließen auf die Spitze des Kirchthurmes eine Kugel von geschlagenem Golde setzen, so groß, daß kaum zwei Metzen Korn sie füllten; und auf die Kugel stellten sie ein massives goldenes Kreuz, genau eine Klafter hoch.

Doch für eines hatten sie vergessen zu sorgen, für die Erziehung ihrer Kinder. Sie hielten ihnen zwar die kostbarsten Hofmeister und Tanzlehrer; sie lernten Musik und Aesthetik; die Knaben und Mädchen kannten jede Pflanze von der Ceder bis zum Ysop; aber keiner der Lehrer lehrte sie arbeiten. Das Geschlecht, das noch selbst in den Gruben sich abgemüht hatte, starb nach und nach aus, und ihre

Nachkommen hatten nur gelernt zu genießen, nicht zu verdienen. Sie wurden üppig und selbstsüchtig. Gesang und Musik erscholl von früh bis zum Abend, Gastmäler und Bälle und Unterhaltungen wechselten stets ab. Die Bettler mehrten sich, und suchten die Brodkrumen zu erhaschen, die von der Reichen Tische fielen; doch es war nicht das zarte Mitgefühl für die Leiden des unglücklichen Nächsten, das ihnen ein Almosen gab, sondern das egoistische Motiv, sich des unbequemen Bettlers zu entledigen. Die Zahl der Ansprüche vermehrte sich täglich, und mancher Schmerz verwundeter Herzen blieb dennoch ungeheilt, während Schmarotzer sich an die gastfreien Tafeln der reichen Bauern drängten, die nicht mehr zufrieden mit dem Speck und Rindfleisch, dem Kälbernen und dem Geflügel ihrer Höfe, und mit dem Weizenbrod und Wein ihrer Gründe, Leckereien aus der Stadt holen ließen. Jede Familie wollte die andere überbieten, jede fand Schmeichler und Zuträger, die Haß und Streit säeten. Da aber Niemand in Körösfö die Woche hindurch arbeitete, kannte Niemand den Frieden der Sonntagsruhe. Die Kirche

blieb bald leer, Niemand lauschte den Warnungen des alten Geistlichen, und als dieser gestorben war, beschlossen die Bauern von Körösfö keinen neuen mehr zu wählen, sondern die leere Kirche zu einem Tanzsaale zu verwenden, an dem es ihnen gebrach. Der Beschluß wurde ausgeführt, die Kirche sollte am nächsten Freitag durch einen glänzenden Ball zum Tanzsaale eingeweiht werden; keiner der Bauern dachte daran, daß es der Charfreitag sei, denn für sie gab es längst keine christlichen Feste mehr.

Als nun die sämmtlichen Bewohner des Dorfes, Männer und Weiber, Mädchen und Kinder, in ihrem besten Putze in der Kirche, dem neuen Tanzsaale, versammelt waren, wo statt der ernsten Orgeltöne lüsterne Zigeunermusik ertönte, und die Paare tanzend durch das Kirchenschiff wirbelten, hallendes Gelächter und Becherklang ertönte, und die Glocke zum reichbeladenen Tische rief; da unterbrach ein furchtbarer Donnerschlag plötzlich das Fest, die Lichter erlöschten, die Erde öffnete ihren Schoß, und verschlang das gottlose Dorf mit allen seinen Bewohnern. —

Jahrhunderte sind seit der Katastrophe verflossen, ein ärmliches Dorf steht jetzt an der Stelle, wo einst jene üppige Gemeinde in Saus und Braus gelebt hatte, aber am Charfreitag, während in der ganzen katholischen Christenheit jeder Glockenton verstummt, und nur die knarrende Holzklapper zum Gebete ruft, hört man noch immer tief unter der Erde das Läuten der Glocken, nur manchmal von Schreckenstönen unterbrochen, wie sie der Mensch ausstößt, wenn die höchste Angst oder der Schmerz ihn übermannt. Die Bewohner von Körösfö gehen regelmäßig an diesem Tage, nach dem Gottesdienste, auf die Haide hinaus, und merken sich die Stelle, wo sie das Läuten gehört haben, und graben dann am nächsten Werktage nach, um das goldene Kreuz zu finden, und die goldene Kugel auf der dieses ruht. Doch jedes Nachgraben war vergebens; — einmal glaubte schon Jedermann das Kreuz sei gefunden, aber der Wahn dauerte nicht lange.

Es war Mittag, der Schäfer saß am Feuer, das er auf der Gemeindeweide aus zusammengerafften Reisern sich gemacht hatte, er hatte die

Kartoffeln in die heiße Asche eingegraben, drehte ein Stück Speck auf einem spitzigen Stock am Feuer, und ließ das schmelzende Fett auf sein gesalzenes Brod hinabtröpfeln, die Schafe hatten sich auf der Weide niedergelegt, oder grasten blökend umher, als sein Hund plötzlich stönend herbeieilte, den Hinterfuß schmerzhaft in die Höhe ziehend. Der Schäfer sah der Hund habe sich die Pfote an etwas Spitzigem bedeutend verletzt, und als er sein spärliches Mahl geendet, und einen Schluck Wein aus der Holzflasche genommen hatte, stand er auf, und suchte, der Blutspur folgend, den Ort, wo sich sein treuer Begleiter geritzt hatte. Zu seinem größten Erstaunen sah er eine gelbe Spitze aus der moosigen Wiese hervorragen, es war kein Zweifel, er hatte das längst gesuchte goldene Kreuz gefunden. Sein erster Gedanke war, den Schatz für sich allein zu behalten; er wollte das Kreuz nach und nach von der Erde befreien und stückweise auseinander nehmen. Er setzte sich daher fleißig ans Werk; ohne andere Werkzeuge als seine Hände und ein Taschenmesser, hatte er doch bald einen Theil der Kreuzesspitze aus-

gegraben, und als der Abend nahte, hatte er mehr als zwei Spannen tief die Erde weggekratzt, und das Gold blinkte so hell, wie der Saum der Wolken am Himmel, hinter denen die Sonne unterging. Aber die Kräfte des Schäfers reichten nicht hin auch nur das geringste Stückchen von dem Kreuze abzubrechen, es war zu massiv. Er sah nun ein, daß er das Geheimniß nicht länger bewahren könne, er deckte daher das Gold mit dürrem Laub und Reisern zu, und eilte ins Dorf mit der Anzeige, er habe die Goldspitze des versunkenen Thurmes entdeckt. Trotzdem, daß es Nacht geworden war, stürzten die Bewoher hinaus auf die Hutweide mit Spaten und Hacken und mit Brecheisen; mit Fackeln und Laternen; sie hatten ja alle gesehen, daß der Hund hinke, wer sollte noch zweifeln daran, daß er sich an der goldenen Spitze geritzt habe. Aber als sie hinausgekommen waren ins Freie, da konnte der Hirte den Fleck nicht wiederfinden, wo er das Kreuz gesehen hatte. Man erblickte nirgends den Haufen von dürrem Laub, ein Windstoß hatte ihn verweht. Am nächsten Tage wurde das Suchen

erneuert, der Rasen der ganzen Hutweide umgestürzt, aber niemehr konnte man eine Spur der Thurmspitze wiederfinden, — der Hirt hatte sie einmal gesehen und nie wieder.

Die Wächter.

Jehova erschuf den Menschen und bildete seinen Körper riesenhaft in Länge und Breite, er webte ihm ein Kleid aus dem Lichte des Himmels, daß es leuchtete vom Aufgang bis zum Niedergang, und er machte ihn zum Herrn der Schöpfung. Und als die Geschöpfe den Menschen erblickten, erschraken sie vor ihm, denn sie glaubten, er sei der Schöpfer, und nahten sich ihm, um ihn anzubeten, weil er aufrecht auf seinen Füßen stand, und zum Bilde Gottes geschaffen war. Doch er sprach zu ihnen: Ihr wollt mich anbeten? nicht so, — ziehen wir an Stärke und Herrlichkeit, und wählen wir ihn zum König, der uns erschaffen hat, denn das Volk thut wohl, wenn es einem Könige dient; doch dieser kann

sich nicht selbst zum König aufwerfen, wenn ihn das Volk nicht dazu wählt. Und Adam ging und diente dem Herrn als seinen König, und alle Geschöpfe folgten ihm. — Und Jehova erfreute sich des Gehorsams der Menschen, und befahl den Engeln, daß sie hinabstiegen von ihren Sternen, und den Menschen umgäben und ihm dieneten. Und die Engel verließen ihre Sterne, und stiegen hinab zur Erde und dienten dem Menschen und kehrten wieder zurück zum Himmel und priesen Gott, daß er den Menschen erschaffen hatte.

Doch der Mensch war frei geschaffen, und in seiner Brust wohnte neben dem guten Willen auch der böse, erst dünn wie ein Spinngewebe, doch der Mensch widerstand ihm nicht, und er wurde dick wie ein Schiffstau. Und der Mensch sündigte, und wurde verjagt aus dem Paradiese, und verlor die Länge und Breite seines Leibes, und sein Strahlenkleid fiel ab von seinem Körper, und das Fell des Wildes wurde nun die Hülle des Nackten, und er verlor seine Herrschaft über die Schöpfung.

Und als die Engel sahen, daß er, der früher

so Gewaltige, nun im Schweiße seines Angesichtes sein Brod ißt, und mit Mühe sein Feld bestellt, das nur Disteln und Dornen trägt, da nahten Schamhazai und Azael, die Ersten der Wächter, dem Throne des Herrn, und fragten: Warum hast du ihn geschaffen, der dich erzürnt hat? — warum machtest du zum Herrn ihn, der die Herrschaft nicht zu erhalten verstand? — warum gebotest du uns hinabzusteigen zu ihm, und ihm zu dienen, ihm, der elender ist wie der Wurm, der auf der Erde kreucht. Und der Herr antwortete und sprach: Steigt hinab zur Erde, und ihr werdet sündigen wie er.

Und die Wächter stiegen hinab, der Zahl nach zweihundert, zur Zeit Jareds, auf den Berg Hermon, als die Menschen beginneten sich zu mehren auf Erden und es geschah, daß ihre Töchter schön waren. Und als die Söhne des Himmels die Töchter der Menschen erblickten, entbrannten sie in Liebe zu ihnen, und spielten mit ihnen. Sie wußten aber, daß wenn ein Engel sieben Tage auf der Erde verweilt, der irdischen Theile so viele ihm anhängen,

sich nicht selbst zum König aufwerfen, wenn ihn das Volk nicht dazu wählt. Und Adam ging und diente dem Herrn als seinen König, und alle Geschöpfe folgten ihm. — Und Jehova erfreute sich des Gehorsams der Menschen, und befahl den Engeln, daß sie hinabstiegen von ihren Sternen, und den Menschen umgäben und ihm dieneten. Und die Engel verließen ihre Sterne, und stiegen hinab zur Erde und dienten dem Menschen und kehrten wieder zurück zum Himmel und priesen Gott, daß er den Menschen erschaffen hatte.

Doch der Mensch war frei geschaffen, und in seiner Brust wohnte neben dem guten Willen auch der böse, erst dünn wie ein Spinngewebe, doch der Mensch widerstand ihm nicht, und er wurde dick wie ein Schiffstau. Und der Mensch sündigte, und wurde verjagt aus dem Paradiese, und verlor die Länge und Breite seines Leibes, und sein Strahlenkleid fiel ab von seinem Körper, und das Fell des Wildes wurde nun die Hülle des Nackten, und er verlor seine Herrschaft über die Schöpfung.

Und als die Engel sahen, daß er, der früher

so Gewaltige, nun im Schweiße seines Angesichtes sein Brod ißt, und mit Mühe sein Feld bestellt, das nur Disteln und Dornen trägt, da nahten Schamhazai und Azael, die Ersten der Wächter, dem Throne des Herrn, und fragten: Warum hast du ihn geschaffen, der dich erzürnt hat? — warum machtest du zum Herrn ihn, der die Herrschaft nicht zu erhalten verstand? — warum gebotest du uns hinabzusteigen zu ihm, und ihm zu dienen, ihm, der elender ist wie der Wurm, der auf der Erde kreucht. Und der Herr antwortete und sprach: Steigt hinab zur Erde, und ihr werdet sündigen wie er.

Und die Wächter stiegen hinab, der Zahl nach zweihundert, zur Zeit Jareds, auf den Berg Hermon, als die Menschen beginneten sich zu mehren auf Erden und es geschah, daß ihre Töchter schön waren. Und als die Söhne des Himmels die Töchter der Menschen erblickten, entbrannten sie in Liebe zu ihnen, und spielten mit ihnen. Sie wußten aber, daß wenn ein Engel sieben Tage auf der Erde verweilt, der irdischen Theile so viele ihm anhängen,

daß er nicht wieder zum Himmel sich hinaufschwingen kann, und daß sein Stern verbleicht und ein dichter Dunstkreis dessen Glanz verhüllt. Als nun der erste Abend ihnen auf Erden dämmerte, sahen sie aufwärts und sprachen: „noch glänzen unsere Sterne in silberner Klarheit, weilen wir noch einen Tag"; und sie blieben bei den Töchtern der Menschen. Und bis zum zweiten Abend bildeten die irdischen Theile, die ihnen angeflogen waren, einen durchsichtigen Körper für sie, und die Töchter der Menschen erfreuten sich, daß sie die Engel sehen konnten, die bisher körperlos sie umschwebt hatten. Und die Engel blickten wieder empor und sagten, unsere Sterne schauen noch mit goldenem Lichte herab auf uns, weilen wir noch einen Tag. Und sie blieben abermals, und ihre Körper wurden dichter und ähnlicher den Körpern der Menschen, und die Töchter der Menschen freuten sich, daß sie ihnen ähnlicher wurden. Und von Nacht zu Nacht wurde der Glanz der zweihundert Sterne röther und trüber und ein glanzloser Hof umgab sie, und von Tag zu Tag wurden die Engel körperlicher, und die Liebe

der Töchter der Menschen wurde glühender. Und als es zum siebentenmale Abend ward, da erinnerten sich die Wächter der Worte des Herrn, und sie wollten zurückfliegen zu ihren Sternen und wollten die Töchter der Menschen verlassen, die sich weinend an sie klammerten. Aber der Aufschwung der Engel war gebrochen, mit Bleiesschwere klebte ihr Körper am Boden, sie waren nicht im Stande zu ihren verdüsterten Sternen zurückzufliegen. Die Töchter der Menschen erfreuten sich, doch die Wächter erzürnten, sie erniedrigten sich nicht vor dem Herrn, als sie es sahen, daß sie die Erde nicht mehr verlassen konnten, und trotzend seinem heiligen Willen, fuhr die Wuth gegen die Menschen in sie, denn diesen schrieben sie ihr Schicksal zu. Und ihre Söhne wurden Gewaltige auf Erden und große Helden, und erklärten sich und der Menschheit den Krieg, und sammelten Heere, mit denen sie sich gegenseitig in blutigen Schlachten schlugen; und zu Tausenden verbluteten die Menschen für den Ruhm und die Herrschsucht der Gewaltigen, und so setzten und setzten sie fort das Werk der Zerstörung bis zum

Tage der Vergeltung, dem Tage des Gerichts, der die Zeiten schließen, und jedem Irdischen ein Ende machen wird. Die Wächter aber ließ Jehova durch Raphael binden, beides an den Händen und an den Füßen, und werfen in die ewige Finsterniß. Er eröffnete die Wüste in Dadael, und verbannte sie hinein, und am großen Gerichtstage wird er sie richten, und hineinstoßen in das ewige Feuer der Gehenna.

Anahid.

Die rabbinische Sage von Schamhazai und den Wächtern ist nicht blos bei den ungrischen Juden zu finden, — auf eine bekannte Stelle der Genesis gegründet (Kap. 6, 1—4) ist sie so weit verbreitet wie der Talmud, dem sie entnommen ist. Ja die poetische Schönheit derselben hat sie in noch bedeutend größerem Kreise populär gemacht. Wir finden in der persischen Sage von Anahid eine solche Verwandtschaft mit der jüdischen, daß wir den gemeinschaftlichen Ursprung beider nicht verkennen können, und ihr hier ebenfalls eine Stelle einräumen, wäre es auch nur um, durch die verschiedene Auffassung, die in derselben herrscht, den Unterschied zwischen

dem Wesen jüdischen und persischen Geistes nachzuweisen *).

Anahid, so heißt es, war die schönste der Jungfrauen von Iran, und ihre Schönheit war nur der Ausdruck ihrer Seelenreinheit. Harmonisch in ihren Gedanken und Gefühlen, harmonisch in Bewegungen und Gesichtszügen, fühlte sie sich unwillkürlich zu der Leier hingezogen, deren Saiten unter ihren Händen wie das Echo der Himmelsklänge ertönten; ihre Accorde sänftigten jene Leidenschaften, die die Schönheit der Jungfrau geweckt

---

*) Eine persische Sage kann um so mehr ungrischen Sagen beigegeben werden, als die Ungarn ein scythisches Volk, vor Alters an den Gränzen Persiens ihren Wohnsitz gehabt zu haben scheinen. Der Name Ahrimans, des bösen Prinzips bei den Persern, erhielt sich bis jetzt in seiner ursprünglichen Bedeutung in der ungrischen Sprache. Armany heißt noch immer Intrigue, Verrath. Auch der Name Ormuzd findet sich noch in Ungarn in Orts- und Familiennamen, doch ohne weitere Bedeutung. Die Wurzel ist im ungrischen Orom, die Bergspitze, was uns daran erinnert, daß Ormuzd auf Bergesspitzen verehrt wurde. Isten, der ungrische Ausdruck für Gott, ist augenscheinlich persisch, Yezdan, ein Synonim für Ormuzd.

hatte. Jedermann liebte und bewunderte sie. Sie war glücklich, daß sie Heiterkeit und Freude um sich verbreitete, und weil sie es fühlte, daß ihre Schönheit kein Verdienst sei, entzückte sie jeden, der ihr nahte. Ihr Lob verbreitete sich bald, nicht nur über ganz Iran, es drang bis in die seligen Räume des Paradieses. Wer sie auch nur einmal gesehen hatte, konnte sie nie mehr vergessen; selbst wenn er nach dem Tode im Garten Eden aller Mühen und aller Freuden des Erdenlebens vergaß, erinnerte er sich in den Armen der Huris, der reinen Jungfrau von Iran, deren Tugend jeder Verführung siegreich widerstand; ihr Lob ertönte selbst unter den Seligen. Da wurden die Huris unwillig, daß ein Mädchen, staubgeboren wie jeder Mensch, das Glück seliger Geister schon im irdischen Leben genießen solle!

Harut und Marut, die Genien der Winde und Wogen, erboten sich daher hinabzusteigen zur Erde, um Anahid in Versuchung zu führen; zu beweisen, daß sie nicht vollkommener sei als ihre Schwestern, und daß sie straucheln könne wie diese. Sie mel-

deten sich bei dem Engel, der mit dem flammenden Schwerte die Thore des Paradieses hütet, daß sie zur Erde gingen. Der Engel sprach mit wehmüthigem Lächeln: „Thut nach eurem Willen, der geheimnißvolle Name des Allmächtigen eröffnet euch stets die Thore des Paradieses zur Wiederkehr; doch wisset, daß wenn ihr ihn auch nur ein einziges Mal vor sterblichen Ohren aussprecht, ihr ihn für immer vergeßt, und mein Flammenschwert euch dann die Rückkunft wehrt.“— Doch die Genien lachten voll Uebermuth und sagten „wer einmal das Glück des Paradieses gekostet hat, für den hat die Erde keinen solchen Reiz, daß er diesem zu Lieb sich die Rückkehr versperre.“ Der Engel eröffnete nun das Thor, und auf den lauen Flügeln des Abendwindes und des Frühlingsregens ließen sie sich hinab zur Erde. In der Gestalt fremder Kaufleute nahten sie der schönen Jungfrau, und erzählten ihr, von den Gränzen von Kataj und von den Inseln Wakwak habe der Ruf ihrer Schönheit sie nach Iran geführt, und sie boten ihr die Kostbarkeiten der fremden Länder zum Geschenke dar. Doch weder die Schmei-

chelworte noch die Geschenke der schönen Fremdlinge machten einen Eindruck auf Anahid; freundlich empfing sie sie als Gastfreunde, und bewirthete sie, wie das Gesetz es gebeut, daß der Fremdling empfangen und bewirthet werde. Doch um so gewaltiger wurden Harut und Marut von den Reizen des Mädchens ergriffen, wilde Leidenschaft wühlte in ihrem Innern, und sie fühlten, daß nur die Töne ihrer Leier es vermochten, den Sturm zu zähmen und die Wogen zu sänftigen. Sie boten alle ihre Liebenswürdigkeit auf, um das Herz der Jungfrau zu gewinnen, was sie als Spiel begonnen hatten, war zum Ernst geworden. Doch Anahid blieb freundlich und leidenschaftslos beiden gegenüber, sie theilte die Gefühle nicht, die sie erweckte. Da gesellten sich bei den Genien die Qualen der Eifersucht zu jenen unbefriedigter Liebe; sie wollten es nicht glauben, daß die Glut ihrer Leidenschaft auf die Länge nicht auch die Jungfrau erwärmen sollte; aber jeder fürchtete, sie würde sich seinem Gefährten zuwenden, nicht ihm. Sie verließen einander daher nicht für einen Augenblick mehr, sie

gingen mitsammen hin zu ihr, und fanden sie im Garten, wie sie eben ihrer Leier die süßesten Töne entlockte. Hingerissen von dem Zauber der Melodien, gestanden sie es nun unwillkürlich, sie seien nicht fremde Kaufleute, sondern Bewohner des Paradieses, die Genien der Winde und der Wogen, sie möge einen von ihnen zu ihrem Gemahle wählen, das wandelbare Glück ihrer Liebe sei ja höher, als die ewige Seligkeit des Himmels. Doch Anahid lächelte ungläubig, und sagte: Thoren, glaubt ihr denn, ihr könntet mich mit schönen Worten täuschen? Seid ihr wirklich die Genien Harut und Marut so kennt ihr ja auch den geheimnißvollen Namen, der die Pforten des Paradieses erschließt, und wenn einer von euch mich wirklich liebt, so wird er ihn mir nennen, als Beweis seiner wahren Liebe.

Kaum hatte sie die Worte gesprochen, als die Genien, jeder fürchtend, daß der andere ihn zuvorkomme, den geheimnißvollen Namen aussprachen. Anahid wiederholte ihn und wurde den Augen Haruts und Maruts entrückt. Mit der Leier in der Hand ward sie zum Himmel getragen, wo der

Allmächtige ihre reine Stirn mit dem Morgenstern schmückte, und ihr die Leitung der Sphärenmusik und des Gestirnetanzes übergab. Die Genien aber erstaunt über das Verschwinden der Jungfrau, wollten sich ihr nachschwingen; doch das Wort war vergessen, das ihnen bisher die Schwungkraft verliehen hatte, sie konnten sich nicht mehr von der Erde erheben. Da fielen ihnen die Worte des Engels mit dem Flammenschwerte ein, es war zu spät. Doch sie fühlten die Größe ihrer Sünde, und beugten sich vor dem Willen des Allmächtigen. Sie thaten Buße und flehten um Bestrafung. Da gab ihnen Gott die Wahl, ob sie ihre Schuld in der Zeit oder in der Ewigkeit abbüßen wollten; sie wählten die Zeit. Und es nahte sich ihnen Azrael, der Engel des Todes, und führte sie lautlos hin nach Babylon, und band sie mit Ketten, und hing sie dort auf, in zwei Brunnen, mit dem Kopf nach unten und den Füßen nach oben, und wälzte je einen Felsblock über die Oeffnung der Brunnen, und siegelte ihn mit dem Ring des weisen Suleiman's zu. Da hängen sie nun seit Jahrtausenden,

beide Harut und Marut in einsamer Finsterniß, und warten des Tages des Gerichtes, der sie erlösen soll. Die Winde aber und die Wogen, nicht mehr geregelt und gezügelt durch die Genien, stürmen seitdem gesetzlos durch die Welt.

Die Liebe der Engel.

Die Sage von der Liebe der Engel ist nicht beschränkt auf die alte Welt, wir finden eine ähnliche Erzählung bei den Tschippewae's in Nordamerika. Doch die Legende der neuen Welt ist nichts mehr, als ein anmuthiges Spiel der Phantasie ohne eine moralische Grundidee, die z. B. der jüdischen und persischen Sage einen tieferen Reiz verleiht.

Der aus der Friedensversammlung in der Frankfurter Paulskirche bekannte indianische Häuptling der Tschippewae Rothhäute Kahgega-Gabauh erzählt in der Sagengeschichte seines Volkes folgende Legende*).

*) The traditionel History, Legends, Wars and progress of enlightened Education of the Ojibway nation of

„Es gab eine Zeit wo die Welt blos von Glücklichen bewohnt war, wo alle Völker nur eine Familie bildeten, und die rothe Fluth des Krieges sich noch nicht erhoben hatte. Die Wälder und Ebenen waren gefüllt mit Wild, niemand darbte und Krankheit war unbekannt. Die Thiere des Feldes waren zahm, sie kamen und gingen, wie der Mensch es befahl. Endloser Frühling herrschte, und verhinderte das kalte Gestöber des Winters, jeder Baum und jeder Busch trug Früchte. Blumen bekleideten die Erde, wie mit einem Teppich, die Luft war erfüllt von ihrem Duft; der Gesang der Vögel tönte dem Menschen überall entgegen, denn sie flogen und hüpften von Zweig zu Zweig, sie scheuten niemand, denn niemand war da, der ihnen Uebles wollte, ihr Gesang aber war melodischer, und ihr Gefieder glänzender als jetzt.

Zu dieser Zeit wo die Erde ein Paradies, und der Mensch würdig war sie zu bewohnen, waren

North America, by the Indian Chief Kah — Ge — Ga — Gah —Bowh, or George Copway. London 1850 Charles Gilpin 8.

die rothen Männer die einzigen Bewohner der Amerikanischen Wildniß. Sie zählten Millionen, und lebten wie die Natur es vorschreibt, und genossen im Frieden ihrer Segnungen. Bei Tag führte die Jagd sie auseinander, am Abend versammelten sie sich auf der grünen Ebene. Sie blickten oft mit Liebe zu den Sternen hinauf, denn sie glaubten diese seien die Wohnorte der Guten, die der große Geist zu sich genommen hat.

Eines Abends sahen sie, daß einer der Sterne heller erglänzte als alle übrigen, im fernen Süden über einem Bergesgipfel. Er schien sich nach und nach zu nähern, er schien nicht am Himmelsgewölbe zu hängen, und bald zeigte es sich, daß er gar nicht ferne sei, er war ganz nahe über den Gipfeln der Bäume.

Eine Anzahl Krieger wurden abgesandt hinzugehn und nachzusehn was es denn eigentlich sei, was so glänzte wie ein Stern. Sie gingen, und erzählten als sie zurückkamen, es sehe sonderbar aus und gleiche einem Vogel. Die Alten wurden nun berufen zu erklären was diese eigenthümliche Er-

scheinung bedeute. Einige der Greise fürchteten es sei ein Vorzeichen eines ungeahnten Unglücks, andere nahmen es für einen Vorboten von Glück und viele glaubten es sei der Stern von dem ihre Voreltern erzählt hatten, der den Krieg bringe unter das friedliche Menschengeschlecht.

Ein Monat war vergangen und das Geheimniß war noch nicht gelöst. Da hatte ein junger Krieger einen Traum, er sah ein schönes Mädchen sich nahen, es sprach:

„Junger Held! das Land deiner Väter, mit seinen Blumen und Wäldern, mit seinen klaren Flüssen und weiten Seen, mit seinen Gebirgen und grünen Ebenen hat mich so entzückt, daß ich meine Schwestern in jener Welt verlassen habe, um unter deinem Volke zu leben. Junger Held, frage die Weisen und Großen unter euch, wo ich leben kann, so daß ich dies glückliche Volk stets sehen könne, frage sie, welche Gestalt ich annehmen soll, um von euch geliebt zu werden."

So sprach die leuchtende Fremde, der junge Mann erwachte, und als er aus seiner Hütte hin-

austrat, leuchtete der Stern noch heller über den Bäumen.

Mit Tagesanbruch wurde der Herold des Häuptlings rings im Lager herumgesandt, alle Krieger zum Rath zu berufen. Als sie beisammen waren, erzählte der junge Krieger seinen Traum, und sie überzeugten sich, daß der Stern im Süden in Liebe zu der Menschheit entbrannt sei, und unter dem Volke leben wolle.

Den nächsten Tag wurden fünf edle Helden von stattlichem Aussehen ausgesandt, um die Fremde auf Erden zu bewillkommen. Sie gingen und boten ihr die Friedenspfeife gefüllt mit wohlriechenden Kräutern, und waren erfreut, daß sie diese annahm. Als sie zurückkehrten, folgte ihnen der Stern mit ausgebreiteten Flügeln, und blieb über ihren Hütten stehen bis zum Anbruch des Tages.

Und abermals erschien das Sternenmädchen dem Krieger im Traume und wollte wissen welche Gestalt sie annehmen, und wo sie leben sollte. Verschiedene Orte wurden genannt, die Spitzen der Riesenbäume und die Blüthe der Blumen, zuletzt

beschlossen die Weisen ihr selbst die Wahl zu überlassen.

Da wohnte sie zuerst in der weißen Rose der Gebirge, doch sie war dort so versteckt, daß man sie nicht sehen konnte. Sie ging hinab auf den Wiesengrund der Ebene, doch sie fürchtete hier den Huf der Büffelheerden. Sie stieg dann auf die Felsklippe, doch da war sie zu hoch und konnte die spielenden Kinder nicht sehen, die sie so liebte. „Ich weiß nun wo ich leben soll, sagte der schöne Himmelsgast, dort wo ich den gleitenden Kahn des Volkes, das ich liebe, stets sehen kann, die Kinder werden meine Gespielen sein, und ich kann ihre Stirne küssen, wenn sie am Ufer des kühlen Sees schlafen, das Volk wird mich lieben, wo ich immer bin.“ Mit diesen Worten blieb sie stehen über der Wasserfläche, in der ihre Gestalt sich spiegelte, und am nächsten Morgen schwammen Tausende von weißen Blüthen auf dem Spiegel der Seen, und die Rothhäute gaben ihnen den Namen Wabigwonnie, die weiße Wasserlilie.

Aschmodai.

Zehn Dinge erschuf Gott, als die Welt fertig war, am Freitag in der Dämmerung nach der Lehre der Rabbiner, den Teufel, den Regenbogen, das Manna, die Gesetztafeln, den Stab Mosis, die Feuersäule, die die Kinder Israel durch die Wüste führte, und den Brunnen, der ihnen folgte, den Mund von Bileams Esel, die erste Zange (denn um eine Zange zu schmieden, brauchte man schon eine Zange, es war daher nothwendig, daß die Allmacht Gottes die erste Zange erschaffe) endlich den Wurm Schamir, mit dem Moses den Namen des Herrn in die Edelsteine Urim und Thumim eingrub.

Als der weise Salomon den Tempel zu bauen begann, brauchte er den Wurm Schamir, um die

Edelsteine zu schneiden; doch nur der oberste der Teufel Aschmodai konnte den Wurm dem Könige schaffen, denn nur dieser wußte es, wo der Wurm zu finden sei. Wie sollte er aber Aschmodai in seine Gewalt bringen? Salomon rief die Teufel zu sich, und diese gestanden, daß Aschmodai auf einem Berge wohne, wo er eine Grube gegraben und mit Wasser gefüllt, und mit einem Steine zugedeckt, und den Stein versiegelt hat. Denn er geht alle Tage hinauf in den Himmel und lernt dort in den hohen Schulen des Himmels, und dann fährt er hinab zur Erde, und studirt in den irdischen Schulen. Wann er aber zurückkehrt, besieht er das Siegel, ob es unversehrt sei, dann öffnet er die Grube und trinkt daraus, und deckt sie wieder mit dem Stein, und siegelt diesen zu, und geht fort. König Salomon sandte daher Benajah den Sohn Jehojada's nach dem Berge, und gab ihm Fesseln mit, auf die der Name des Herrn gegraben war, und einen Siegelring ebenfalls mit dem Namen Jehova's, und einen Ballen von Schafwolle, und zwei Schläuche voll des besten Weins.

Benajah fand bald die Grube Aschmodai's und bohrte unter derselben ein Loch, durch welches alles Wasser hinausfloß, darauf verstopfte er das Loch mit der Wolle, und bohrte von oben ein Loch, und ließ von hier aus den Wein in die Grube hineinfließen, dann stopfte er auch dies Loch zu, stieg auf einen Baum und wartete.

Als nun Aschmodai gekommen war, und das Siegel ansahe, und dasselbe unversehrt fand, hob er den Stein von der Grube. Das Getränk kam ihm wohl etwas verdächtig vor, aber er war durstig und entschloß sich zu trinken, und er berauschte sich und schlief ein. Benajah aber stieg vom Baume, und fesselte den Teufel, und siegelte das Schloß der Fesseln mit dem Namen des Herrn. Als Aschmodai nun erwachte, wollte er voll Wuth die Fesseln brechen, aber Benajah der Sohn Jehojada's rief ihm zu: „der Name deines Herrn ist an dir, der Name deines Herrn ist an dir!“ Und Aschmodai sah, daß er nicht widerstehen könne, und er ließ sich an der Kette von Benajah führen; aber unterwegs stieß er in seiner Wuth alles um, was

am Wege stand; zuerst einen Palmbaum, dann ein großes Herrenhaus, zuletzt die niedrige Hütte einer armen Wittwe. Als diese zu wanken begann, flehte die Wittwe um Gnade, und der Teufel fühlte Mitleiden mit ihr, und stützte die schon sinkende Mauer mit seinem Fuße. die Hütte blieb nun stehen, aber das Bein Aschmodai's brach und seitdem hinkt der Teufel, denn die Aerzte kurirten den Beinbruch schlecht *).

Als Aschmodai zum Hofe Salomon's kam, mußte er zwei Tage lang im Vorhof warten, erst am dritten wurde er vor Salomon geführt. Und er nahm eine Elle in die Hand, und maß vier Ellen am Boden, und sagte zum König: Wenn du gestorben bist, ist dies die ganze Länge deines Reiches, es dehnt sich nicht weiter, dein Grab nimmt nicht mehr Raum ein! und jetzt, wo du doch die ganze Welt unterjocht hast, begnügst du dich nicht

*) Die Rabbinersage läßt den Teufel bestrafen, weil er einmal gegen seine Gewohnheit menschlich fühlte, dies ist vollkommen logisch, selbst der Teufel darf nicht inconsequent werden, und nie auf halben Wege stehen bleiben.

mit ihr, und willst deine Forderungen bis in die Geisterwelt ausdehnen. Du hast mich in deine Gewalt gebracht, was willst du nun von mir? Sprich. Salomon antwortete: „Ich verlange nichts von dir, als daß du mir den Wurm Schamir schaffest, dessen ich zum Bau des Tempels bedarf." „Er ist nicht in meiner Gewalt," erwiederte Aschmodai, „er ist bei dem Herrn des Meeres, und dieser giebt ihn niemanden, als dem Auerhahn, der sein Getreuer ist, und sich ihm durch einen Eidschwur verpflichtet hat."

„Und was thut der Auerhahn mit dem Wurme Schamir?"

„Er trägt ihn in die Gebirge, wo weder Baum noch Gras wächst, und sprengt die Felsen und säet Samen hinein in die Spalten, damit Bäume und Gras hinaussprossen. Darum heißt der Auerhahn auch Naggar Tura, der Felsenbohrer."

Benajah wurde nun abermals ausgesandt, und er fand nach der Angabe Aschmodai's das Nest des Auerhahns, und er deckte die Auerhühnlein, die im Neste lagen mit einem Glase zu. Und als der

Auerhahn zu seinen Küchlein flog, um sie zu ätzen, konnte er wegen des Glases nicht zu ihnen. Er flog daher weg, und brachte den Wurm Schamir mit, daß er das Glas zersprenge. Benajah aber der Sohn Jehojada's schrie in diesem Augenblicke laut auf; der Auerhahn erschrak und ließ den Wurm fallen, Benajah raffte diesen rasch auf und nahm ihn mit sich. Der Auerhahn aber fiel in Verzweiflung und erhängte sich, weil er seinen Eid gebrochen.

Salomon setzte nun mit Hülfe Schamir's, Aschmodai's und der Geister die ihm dienten, den Bau des Tempels fort, und alle Teufel fügten sich seinen Geboten. Einmal aber betrog Aschmodai den König dennoch. Salomon hatte ihn nämlich gefragt: Sage mir, worin seid denn ihr Teufel gewaltiger als wir Menschen, wenn ihr uns doch dienen müßt?

Da sagte der Teufel: Nimm die Ketten ab von meinen Füßen und von meinen Händen, und händige mir für einen Augenblick deinen Ring ein mit dem gewaltigen Namen, und du wirst es sehen.

Der König erhörte die Bitte; doch kaum hatte

er ihm die Fesseln abnehmen lassen, und ihm den Ring überreicht, als ihn Aschmodai durch die Lüfte führen ließ, vierhundert Meilen weit in die Wüste, und er nahm die Gestalt Salomon's an, und setzte sich auf den Thron, und regierte die Juden; und niemand bemerkte es, daß es nicht der wahre Salomon war. Doch der Bau des Tempels stockte seitdem, die Rabbiner erhielten keine Geschenke mehr vom König, und sie ahnten es, der Teufel sei im Spiele. Und es fiel ihnen ein, daß der König es nie erlaube, daß der Kammerherr ihm die Schuhe ausziehe, und sie streuten daher Asche und Mehl an sein Bett auf den Fußboden, und am Morgen als der König aufgestanden war, sahen sie die Spuren des Teufelstrittes. Da fingen sie an zu beten, und beteten so lange bis daß ihr Flehen den König aus der Wüste zurückführte, wo er bishin in Reue und Buße gelebt hatte, und auf dem rechtmäßigen Thron Davids setzte. Aschmodai aber entfloh, als er die Nähe Salomon's witterte, damit er nicht abermals in die Knechtschaft gerathe.

Die Nonne von Rauschenbach.

Rauschenbach im Zipser Comitate ist in Ungarn durch seine Heilquellen bekannt. Das Gebirge an dessen Fuße das Dorf liegt, gehört der Kalkformation an und ist vielfach zerklüftet; unter dem Tritte des Wanderers hallt der Boden, man hört das Rauschen der unterirdischen Gewässer, denen dieser Ort seinen Namen verdankt. Die Gegend rings herum ist unfruchtbar, kein Obstbaum blüht hier, und der scheinbar reizende Rasen ist nur scharfes Schilf, das den schlammigen Moorgrund deckt. Doch findet man hier die schönsten Versteinerungen; was immer in die siedende Quelle fällt, wird bald mit einer zarten Kalkkruste überzogen. Wasserlilien und Binsen, mannigfaltig verschlungen, werden so zu

Stein, und Käfer und Schmetterlinge die durch die Schönheit der Blumen angezogen wurden, theilen oft ihr Schicksal. Das Leben scheint in diesen Inkrustationen nicht erlöscht, sondern durch einen Zauberspruch gebunden zu sein.

Die heiße Quelle, die mit Gewalt aus der Erde bricht, bildet sich durch die ununterbrochene Kalkablagerung bald einen kolossalen Tuffkessel, in dessen Mitte durch das siedende Wasser die Gasblasen murmelnd aufsteigen, bis endlich der Kalkniederschlag den freien Lauf der Quelle verhindert, und die Gewässer zwingt, an einer andern Stelle des Gebirgsabhanges sich einen neuen Ausbruchsort zu suchen, und ein neues Gehäuse für sich zu formen. —

Diese Erscheinung erneuert sich seit Jahrhunderten; mancher leere Tuffkessel dieser Art zeugt von der unermüdeten Thätigkeit der Quelle. Das merkwürdigste und wahrscheinlich das älteste dieser Bassins ist unweit von der Spitze des Berges, es ist mit trübem braunen Wasser halbgefüllt, aus dem sich von Zeit zu Zeit, besonders am Morgen, oder nach

einem Regen der Stickstoff in solcher Menge entwickelt, daß häufig Insekten im Vorüberfliegen betäubt zu Boden stürzen, eine Lockspeise für Eidechsen, Frösche und Vögel, die ihre Beute zu hastig verfolgend gleich dieser durch die tödtlichen Ausdünstungen erstickt werden.

Es geht die Sage, daß einst die Heilquelle in dem Kalkbassin sprudelte, das jetzt durch den Giftsumpf halbgefüllt ist, und die Luft rings herum verpestet. In jener Zeit stand ein Nonnenkloster auf der Bergesfläche, die die ganze Gegend übersieht. An einem Sommermorgen ging eine der jüngeren Schwestern gegen das Thal hinab; sie war zur Wartung einer kranken Bäuerin gerufen worden. Doch als sie zur Erfüllung ihrer Pflicht eilte, bemerkte sie gar nicht die Schönheit der Scene, die sich vor ihr entfaltete, sie blickte hinab auf ihren Rosenkranz, den sie in der Hand hielt, Perle nach Perle glitt durch ihre Finger, und bezeichnete die Gebete, die ihre Lippen mit gewohnter Andacht wiederholten, bis sie die niedrige Hütte erreichte, wo man ihres Trostes und ihrer Pflege harrte.

Es war Abend geworden ehe sie ihre fromme Pflicht erfüllt hatte und zum Kloster zurückkehrte. Sie war müde, die laue Klarheit der Heilquelle zog ihre Aufmerksamkeit an sich, rund herum herrschte tiefe Stille, doch das Schweigen selbst war beredsam durch die Reize der Natur. Der Himmel war durchsichtig blau, und die Sommerwolken, rosig gefärbt durch den Purpurglanz der sinkenden Sonne, spiegelten sich in der Wasserfläche, die klar und hell war, wie der Himmel selbst. Die junge Nonne sehnte sich ihre Glieder in dem glatten Wasserspiegel zu tauchen; kein Schritt war zu hören, kein spähendes Auge zu sehen; sie hob daher leise ihren Schleier, sie legte ihr Gewand auf den Wiesengrund nieder, und stieg langsam hinein in den Felsenkessel, wo die Wasser sich schmeichelnd ihr anschmiegten.

Das melancholische Kuhhorn des Hirten, das Geläute der heimkehrenden Heerde, die fröhlichen Gesänge der Knaben und Mädchen, die vom Felde kamen, tönten von ferne aus dem Thale herauf, das der Schatten des Berges schon deckte. Alles wurde wieder still, doch im Busen der jungen Nonne

erwachten Gefühle, die ihr Herz verwirrten, es schien ihr, als ob der balsamische Hauch der Natur in einem Seufzer von Sehnsucht und Liebe sich verkörperte. Sie hatte den Tag am Sterbebette eines alten Mütterchens zugebracht, die umringt von weinenden Söhnen und Töchtern, von flachsköpfigen Enkeln und Urenkeln, ruhig verschieden war. — Sie hatte ihre Familie gesegnet und hatte liebend die Hand des silberhaarigen Greises ergriffen, der sie manches Jahr voll Kummer und Freude durchs Leben geführt hatte, und dankte Gott, daß der Gefährte auf ihrem Lebenswege sie im Tode nicht verlasse. Der Greis hatte die Hand seines sterbenden Weibes an sein Herz gedrückt, und als er ihr die gebrochenen Augen zudrückte, sagte er noch: „ich folge dir bald."

So ärmlich auch die Hütte war, in der diese Scene vor sich ging, so konnte es der Nonne doch nicht entgehen, daß dem Mütterchen, das sie gepflegt und mit der sie gebetet hatte, das volle Maaß irdischer Glückseligkeit zu Theil geworden war: ein Leben voll Mühe und Thätigkeit, kräftige Kinder, die freund-

lich an der Mutter hingen, und ein liebender Mann, dessen Sorgen sie getheilt, dessen Launen sie gern ertragen hatte. Ihre Liebe hatte die Zeit überdauert.

Dies ungekünstelte Glück hatte einen tiefen Eindruck auf die Schwester gemacht, und alles was sie umgab schien die einfache Erzählung von Liebe und Genuß zu wiederholen, und die Sehnsucht ihres Herzens mitzufühlen. Die Vögel glitten mit leichtem Flügelschlage durch den weiten Ocean der Luft ihren Nestern zu, und zwitscherten ihren Jungen entgegen, als ob sie es ihnen schon von weitem melden wollten, daß sie nahten. Die Grille zirpte im hohen Grase, das Summen der honigbeladenen Bienen vereinte sich mit dem monotonen Kuckuksrufe und dem melodischen Schlage der Nachtigall zu einem reizenden Concert. Busch und Blumen schienen in süßer Ruhe zu lauschen und zu lächeln, als die untergehende Sonne den goldenen Schleier ihrer letzten Strahlen über Laub und Blüthen warf, als ob sie sie gegen den frostigen Hauch der Nacht schützen wollte.

Die junge Nonne fühlte mit tiefem Kummer

den Druck der Ketten, die sie von jenen Sympathien schieden, die überall in der Natur sich offenbarten, sie fühlte die schwere Wucht ihrer Gelübde, die sie zu kalter Einsamkeit verdammten. Ihre Augen füllten sich mit Thränen, ihr Herz mit Sehnsucht, ihre Phantasie gaukelte ihr Bilder häuslichen Glückes vor; — sie bereute den Schwur, der sie aus der schönen Welt ausschloß und auf den dürren Pfad der Entsagung festbannte, fremd für alles außerhalb der Klostermauern, die sie stets an ihr Opfer und an ihre Abgeschiedenheit erinnerten.

Doch kaum hatten sich so sündhafte Gefühle in ihrem Busen geregt, als sich rings herum alles verfinsterte. Ein Ungewitter erhob sich, das Wasser begann plötzlich zu schwellen, unterirdischer Donner rollte, Blitze zuckten, der Boden erbebte, — der Nonne schwanden die Sinne.

Am nächsten Morgen ward sie vermißt, man suchte sie überall; doch vergebens, sie war verschwunden. Der zerrissene Schleier, der an den Dornen eines wilden Rosenbusches hing, war die einzige Spur, die von ihr zurückgeblieben war. Doch die

klare Heilquelle war auch versiegt, und der giftige Dampf, der sich aus dem trüben Wasser in dem halbgefüllten Kalkbassin erhob, erweckte in dem Gemüthe der erschreckten Klosterschwestern die dunkle Ahnung eines geheimnißvollen Verbrechens.

Das Kloster von Monastir.

Wo jetzt das Basilitenkloster von Monastir im Zempliner Comitate sich erhebt, dort deckte vor fünfhundert Jahren ein undurchdringlicher Wald die Anhöhe. Doch die dunkeln Fichtenwälder, unterbrochen durch Birkengruppen oder stattliche Buchen, waren nicht einsam: Kranke und Gichtbrüchige strömten von allen Seiten zu der Krystallquelle, die unter dem moosbewachsenen Felsblock hervorrieselte, umgeben von den riesigen Bäumen früherer Zeiten. Hunderte von Reichen verdankten der wohlthätigen Quelle ihre Gesundheit, wenn sie aber genesen waren, vergaßen sie ihrer, und keinem fiel es ein, an dem Brunnen ein frommes Denkzeichen seiner Dankbarkeit zu errichten.

Einst kam ein blinder Bettler dieses Wegs und badete in den Wassern; ihre geheimnißvollen Kräfte gaben ihm das Augenlicht wieder, und was die Reichen versäumt hatten zu thun, das vollführte der Bettler. Mit den Almosen, die er durch lange Jahre der Entbehrung gesammelt hatte, baute er eine Kapelle an dem Brunnen und weihte sie seinem Schutzpatron, dem heiligen Basilius. Die Bewohner der Nachbarschaft, durch den Bettler an ihre Pflicht erinnert, pilgerten nun jährlich am Jahrestage des Heiligen zu der Kapelle und ließen hier eine Messe lesen. Sie hingen Blumen und Kränze an die Heiligenbilder, oder weihten eine Wachskerze dem Altare, als ein Zeichen ihrer dankbaren Andacht. Diese Wallfahrten wurden von Jahr zu Jahr größer und prächtiger; mit fliegenden Fahnen, mit lauten Gesängen, den Mönch mit dem Crucifix an der Spitze, so zogen sie zu Hunderten und abermals Hunderten um die Kapelle herum, hin zu dem Heilquell. Der Mönch segnete den Brunnen, jeder der frommen Wallfahrer füllte die breite Krempe seines Hutes mit dem Wasser und trank es aus zur Stärkung

seiner leiblichen Gesundheit, dann kniete er nieder an den Stufen der Kapelle, murmelte hier sein Gebet, warf eine kleine Münze durch das Gitter des Heiligthums und kehrte mit demselben Gepränge in voller Procession nach Hause.

Der Herr dieser Gegend Wendelin Drugeth war ein hochfahrender Mann, der bloß seinem Genuß lebte und ohne Rücksicht auf Sonn- und Feiertage mit seinen Genossen das ganze Jahr hindurch den Hirsch hetzte oder den Bären in seiner Höhle aufsuchte. Bei einer solchen Gelegenheit ertönte einst das Jagdhorn fröhlich durch den Wald und Wendelin Drugeth erschien auf seinem dunkeln Hengst an der Spitze seines Gefolges. Die Jagd war glücklich gewesen, über die Croupe der Pferde waren Rehe geworfen, Hasen und Repphühner hingen an der Waidtasche der Jäger, denen die Hunde klaffend folgten. Wendelin war eben am Saume des Waldes auf die grüne Wiese herausgekommen, die durch die Heilquelle bewässert wurde, als die festliche Procession um die Ecke der Kapelle biegend ihm entgegenkam und die Menge den Lobgesang an

den heiligen Basilius anstimmte. Das Flattern der Fahnen und die hellen Stimmen, die so plötzlich ertönten, erschreckten den Rappen Drugeths, er scheute und stieg kerzengrad empor, der kühne Reiter gab ihm die Sporen, doch das Pferd überstürzte sich und fiel auf Drugeth, — sein Arm war gebrochen.

Wüthend über diesen Unfall befahl er unter fürchterlichen Verwünschungen, die Procession zu zerstreuen und die Kapelle zu zerstören. Das Volk floh, Haß im Herzen und Klagen im Munde, die Kapelle des blinden Bettlers wurde dem Boden gleichgemacht.

Obgleich Drugeth seinen Schmerz nur mit Mühe bezwang, setzte er sich doch, sobald sein Arm durch einen seiner Jäger locker verbunden worden war, wieder auf sein Roß und ritt langsam nach Hause. Die erfahrensten alten Weiber wurden herbeigerufen, sie pflegten seines Armes und legten Kräuter der wirksamsten Heilkraft darauf. Doch die gebrochenen Knochen wollten sich nicht wieder vereinigen, die Wunde heilte nicht, die Entzündung verbreitete sich über den ganzen Arm. Der Schloßherr war erst

ungeduldig, dann fluchte er der Wallfahrt, endlich ergriff ihn kleinmüthige Furcht, und er sandte nach allen Seiten um Rath und Hülfe. Doch die Geschicklichkeit der berühmtesten Wundärzte blieb erfolglos, menschliches Wissen schien nicht mehr auszureichen und Drugeth sah, daß seine Tage auf Erden gezählt seien. —

Es war eine rauhe Nacht, der Wind wehte heulend durch den Wald, dichter Schnee deckte die Pfade im Thale; die tiefen Fenster im Schlosse waren durch Eisblumen verdüstert, die Kerzen flimmerten dunkel im Schlosse, das finster und lautlos war wie sein Herr auf dem einsamen Krankenlager. Da ertönte plötzlich die Glocke am eisernen Thore, Hundegeklaff antwortete, doch der Jäger beruhigte die Rüden und ging mit der Laterne in der Hand hinab in den Hof, um den späten Gast einzulassen. Es war ein alter Misericordianer, die Blechbüchse an seinem Ledergürtel bezeichnete seinen Beruf; er war durch diese Gegend gezogen, um Geschenke und Opfergaben für das Kloster zu sammeln. Man führte ihn in eine der geräumigen Hallen zu ebener Erde, die stets eingerichtet war für den Empfang

von Fremden. Knatternd brannte das Fichtenholz im hohen Kamine, Wein und Brod standen auf dem Tische und das Himmelbett war aufgeschlagen für die Nachtruhe. Ein duftendes Mahl von Schinken, Geflügel, Sauerkraut, Kuchen und getrockneten Früchten wurde aufgetragen, der Haushälter setzte sich zum Mönch und schenkte seinem Gast den Wein ein, dem er selbst fleißig zusprach; zuletzt, erwärmt durch die Flasche, erzählte er ihm, wie dies Schloß sonst fröhlich und laut gewesen sei, bis die Wildheit des Burgherrn (hier bezeichnete sich der treue Beamte mit einem Kreuze) durch Gott bestraft worden war. „Und doch," so fuhr er fort, „ist es traurig zu sehn, wie ein tüchtiger Mann in den kräftigsten Jahren seines Lebens jetzt hülflos auf dem Siechbette schmachtet! Ein so reicher Herr, der kinderlos stirbt! Soll jetzt die schöne Besitzung an unbekannte Erben übergehen? Mein armer Herr! der Hörnerklang wird nie mehr sein Ohr erfreuen, er wird bald zu seinen Vätern gehen." —

„Würde er mich nicht sehen wollen?" fragte der Mönch.

„Er war nie ein Freund andächtiger Mienen und langer Gebete," antwortete der Haushälter, „und seit seinem traurigen Unfall haßt er die Mönchskutte noch mehr. Doch seine Kraft ist gebrochen und in den langen Nächten schlafloser Pein wird er vielleicht den Trost eines heiligen Mannes nicht verschmähen."

Am nächsten Tage wurde der barmherzige Bruder zum Burgherrn geführt. Wendelin erfreute sich des Besuchs, und obgleich er jede Hoffnung der Genesung längst schon aufgegeben hatte, hörte er doch den Worten des Mönches aufmerksam zu, der von der Barmherzigkeit Gottes sprach und von der Gnade, die oft dem reuigen Sünder zu Theil wurde.

„Die Vorsehung", so sagte der Misericordianer, „hat auf deinem Grund und Boden dir eine Heilquelle gewährt, die schon oft das Werkzeug der göttlichen Gnade geworden ist, und manches Wunder geschah an dieser Stätte; gehe hin, mein Sohn, die gesegnete Quelle des Waldes kann auch D e i n e m Arm neue Kraft einflößen."

„Nicht mir," seufzte Drugeth in hoffnungsloser

Abspannung, „ich leide meiner eigenen Sünde willen, — für mich wird kein Wunder geschehen.“

„Vertraue und versuche“, antwortete der Mönch.

„Nein, nein,“ unterbrach ihn der Kranke, „für mich giebt es keine Hülfe, keine Hoffnung. Ich habe stets mein Vertrauen auf mich allein gesetzt, auf niemand sonst, — ich habe dies an der Quelle bewiesen, — der Fluch der Entheiligung lastet jetzt auf mir, die Quelle ist ein Segen für jedermann, nur für mich nicht.“ —

„Mein Sohn, der Allweise tröstet den Sünder oft durch dasselbe Werkzeug, das er gebrauchte, um ihn zu züchtigen. Demüthige dein Herz, und wenn der Stolz es verläßt, wird der Trost des Himmels beruhigend darin einziehen.“ —

Die Sonne schien hell, Drugeth wurde sorgsam von dem Lager gehoben, an das er nun schon seit Monaten gebunden war, er wurde auf eine Tragbahre hingelegt und mit einem warmen Schafspelz zugedeckt. Vier Jäger trugen ihn langsam hinab durch den Schloßhof, der Mönch ging an der Seite des Kranken und tröstete ihn. Die Hunde sprangen

freudig auf, als sie ihren Herrn wieder sahen, sie heulten laut und wedelten mit dem Schweife und folgten dem Zuge, der sich dem Walde zu bewegte. Der Schnee auf dem Boden knarrte unter den schweren Tritten der Jäger, die dichten Nadeln der dunkeln Lerchenbäume bildeten einen scharfen Gegensatz zu den horizontalen Aesten, die mit Massen leuchtenden Schnees beladen waren; die Zweige der Buchen und Birken funkelten von weitem, bedeckt mit Myriaden zarter Eiskrystalle, die die Sonnenstrahlen zurückwarfen. Die Waldesstille wurde nur selten durch fernes Wolfsgeheul unterbrochen, oder durch ein vereinzeltes Gekrach, wenn ein mächtiger Ast durch die Gewalt des Frostes vom Baume weggesprengt wurde. Ueber glatte Felsenpfade und durch das Dickicht erreichte der Zug nur langsam die warme Quelle, die allein Leben und Vegetation um sich verbreitete, wo die Natur im Winterschlafe lag. Während rings herum jede Spur der milden Jahreszeiten verweht war, erfreuten Moose, frische Kräuter und grüne Blätter das Auge, wo das Bächlein der warmen Quelle über die Felsenstücke rieselte, oder

den Grund bewässerte. Der Frühling schien diese Stelle zu seinem Ruheplatz gewählt zu haben. —

Die Tragbahre, auf der der leidende Burgherr blaß und schwer athmend lag, wurde hier auf den Boden gesetzt, die Diener zogen sich zurück, der Mönch kniete nieder an der Seite des Kranken und hörte aufmerksam seine Beichte an, die dieser ihm zuflüsterte. Er gab ihm die Absolution, streckte seine Arme zum Himmel, faltete die Hände, legte sie dem Reuigen auf das Haupt und sprach ein leises Gebet. Er wandte sich nun zur Quelle und segnete sie. Die Jäger, die knieend zugesehen hatten, erhoben sich auf den Wink des barmherzigen Bruders, sie hoben den Burgherrn sanft von der Bahre, öffneten seinen Lederkoller und tauchten den leidenden Arm in das Wasser der Quelle. Wendelin fühlte es, als ob neue Lebenskraft durch seine Adern riesle, die gebrochenen Knochen vereinigten sich, der Schmerz verschwand, er war geheilt.

Doch das Wunder hatte nicht bloß dem Körper des Burgherrn die frühere Gesundheit und Kraft wiedergegeben, die Heilung erstreckte sich auch auf

sein Gemüth, er beschloß, ein neues Leben zu führen. — Sobald die Frühlingslüfte den Schnee im Gebirge schmelzten und die Bäume im Walde neue Knospen trieben, ließ er an der Stelle, wo die Kapelle gestanden war, die er im Uebermuthe hatte zerstören lassen, eine herrliche Kirche erbauen und gründete neben derselben ein Basilitenkloster, in das er selbst als Novize eintrat. Seine Demuth und sein wahrhaft christlicher Wandel erhoben ihn in wenigen Jahren zum Abte in diesem Kloster, dem er sein sämmtliches Vermögen zugewendet hatte. Es genießt noch in unserer Zeit die Früchte der wunderbaren Sinnesänderung Drugeths, aber die Heilquelle mit ihrer Schönheit und ihren Wundern ist im Laufe der Zeit versiegt.

Die Gründung von Zeben (Sabinow).

Im zwölften Jahrhundert hausete auf dem Schlosse von Tarkö im Saroser Comitate während der Unruhen und des Krieges zwischen Stephan III. und IV. und bei dem Regierungsantritte Bela's III. ein mächtiger Graf. Er wollte keinem der Thronprätendenten den Lehnseid leisten. Er hatte früh gealtert im Kummer über den Tod der Gräfin, die ihm eine einzige Tochter hinterließ, Sabina, die Erbin seines Besitzes, auf dem er in stolzer Einsamkeit lebte.

Sabina war schön, und obgleich ihre Reize kein anderes Auge erfreuten als das ihres Vaters, fühlte sie doch, daß sie nicht für das abgeschiedene Leben in Schloß Tarkö geboren war, ihr Blut rollte zu rasch durch ihre Adern, ihre jugendliche Phantasie

war zu lebhaft. Die einförmigen Beschäftigungen mit Spindel und Nadel genügten ihr nicht; die Pflege der Armen und Kranken in der Nachbarschaft erfüllte manche ihrer Stunden, aber nicht ihr Herz. Sie begleitete ihren Vater sehr oft zur Jagd, der frische Hauch der Herbstluft, die raschen Bewegungen der Pferde, die Spannung des Gemüthes bei der Jagd und selbst die kleinen Gefahren derselben zogen das Fräulein an, doch sie verloren bald den Reiz der Neuheit bei einem Gemüth, das sich nach mehr Abwechslung und einem größeren Wirkungskreise sehnte. Wenn sie daher am Abend mit ihrem Vater langsam nach dem Schlosse ritt und die müden Rosse ausschnaufen ließ, und wenn der Graf nach kurzem Mahle sich zur Ruhe begab, stieg Sabina noch häufig auf die Thurmzinne und blickte zu den Wolken, die durch die Lüfte zogen. Sie wäre ihnen gern gefolgt, sie hätte so gern gewußt, wohin sie eilten. Kömmt wohl einst die Zeit, wo sie ebenso frei wandern kann wie diese? Und wird sie dann auch noch einsam und allein in der Welt stehen? Nein, gewiß nicht, er erscheint sicher, der

sie führen wird durchs Leben, der ihre Gedanken versteht, der ihre Gefühle theilt. Doch wo kann er jetzt weilen, er, dem sie gerne folgen würde in eine neue Welt? Und wie sieht wohl diese Welt aus? Wohl ist sie nicht traurig wie ihr jetziger Aufenthalt, sie muß ein Paradies des Genusses sein, in dem sie selbst als Königin jeden beglücken wird, der ihr naht. Doch wo ist ihr einstiger Gefährte? Ist er durch jene Berge von ihr getrennt, hinter denen die Sonne im Purpurglanze verschwindet? Wer könnte ihr den Ort nennen, wo jedermann ihren Lippen lauschte, wo sie junge Freundinnen um sich versammeln und sich mit ihnen am Tanz und Gesang erfreuen könnte! Und wie wird man sie bewundern, und wie wird ihr Gefährte stolz sein, sie zu besitzen! er, der liebenswürdigste, der ausgezeichnetste der Männer. Jedermann wird mit Ehrfurcht zu ihm emporblicken, er wird alle Herzen erobern, aber in seinem Herzen wird niemand herrschen als Sabina. —

Doch ihre Träume verschwanden, wie sie in die dunkle Halle hinabging, wo blos eine Reihe Ahnen-

bilder ihr Gesellschaft leisteten. Ihre Gegenwart war so farblos, so eng begränzt! Der Graf von Tarkö pflegte keinen Umgang mit seinen Nachbarn, er hielt sie nicht für seines Gleichen. Sie blieben auch alle in ehrerbietiger Entfernung und kamen selten ins Schloß, außer wenn sie ihre Streitigkeiten nicht unter sich ausgleichen konnten. Der stolze Graf war bekannt durch seine Gerechtigkeitsliebe und jedermann vertraute gern seinem Urtheil. Die hohe Achtung, in der der Burgherr stand, schmeichelte ihm, er hörte mit patriarchalischer Geduld die streitenden Parteien an und ließ sich keine Mühe verdrießen, die Händel auszugleichen, eben so wie er seine Unterthanen väterlich unterstützte; doch es kümmerte ihn wenig, was außerhalb des Umkreises seiner Besitzungen geschah, und er beachtete den Aufruf des Königs nicht, der die Bischöfe und Herren aufgefordert hatte, den Lehnseid zu leisten. Sein passiver Widerstand wurde am Hofe mit Unwillen wahrgenommen; „er muß gebrochen werden", sagte der König zu Graf Laszlo, seinem Günstling, und gab ihm den Auftrag, die Vorurtheile des Burg-

herrn von Tarkö durch Gewalt oder List zu überwinden. —

Graf Laszlo machte sich auf, nach Schloß Saros, das ihm der König anvertraut hatte. Kaum angekommen, öffnete er die Thore des Schlosses und lud die ganze Umgegend zu fröhlichen Festen. Alle Kavaliere und Damen der Nachbarschaft nahmen die herzliche Einladung an, alle Mütter priesen den Grafen und die Töchter hörten gern dem Lobe zu. Der steinige Pfad, der zum burggekrönten Bergkegel führt, war nie zuvor so belebt gewesen, nie hatten die alten Mauern schallendern Becherklang gehört, nie die Büsche und Bäume des Schloßgartens mehr Liebesgeflüster belauscht, als seit Laszlo den Adel der Saroser Gespannschaft zu den Freuden der Tafel und des Tanzsaals im Schlosse versammelte zur pflichtschuldigen Feier der Thronbesteigung des Königs, dessen gutes Recht mit weingefüllten Bechern anerkannt und gepriesen wurde. —

Doch diesem lauten Chor fehlte immer eine Stimme, die gewichtigste von allen; der Graf von Tarkö verschmähte es, mit seiner Tochter bei dem

neuen Nachbar zu erscheinen, obgleich er ganz besonders um die Gunst seiner Gegenwart ersucht worden war. —

Graf Laszlo wollte nun seine Beredsamkeit an dem Stolze des alten Burgherrn versuchen, er ritt zum Besuche nach Tarkö. Der alte Graf empfing ihn mit Würde und hörte mit artiger Aufmerksamkeit dem jungen Höfling zu, der ihm enthusiastisch vorerzählte, wie groß die Gnade des Königs sei für alle lehnsgetreuen Unterthanen. Der Burgherr antwortete ihm kühl, die Herren von Tarkö hätten stets seit der ersten Theilung des Landes unter Arpad zurückgezogen auf ihrem Schlosse gelebt, keiner von ihnen hätte es je vom Könige zu Lehen genommen, sie seien stets im Stande gewesen, ihre Besitzungen zu erhalten und zu beschützen.*) Wie viele gewalt-

*) Die ursprünglichen Besitztitel in Ungarn waren nicht feudal. Die ersten Eroberer theilten unter Arpad das Land auf dem Landtage auf der Haide Szer, und besaßen ihre Güter mit dem Recht der ersten Eroberung. Die Könige suchten nach und nach die Allode in Lehen zu verwandeln, doch die Theorie, daß aller Besitz von der Krone ausgehe, wurde erst viel später, im XIV. Jahrhundert, zum Gesetze.

same Thronwechsel haben aber seit dieser Zeit die Ruhe Ungarns erschüttert! Wie oft waren Zweifel entstanden in Hinsicht der Rechtmäßigkeit der Kronprätendenten! Er habe daher beschlossen, dem Beispiele seiner Ahnen zu folgen und sich vor keinem König zu beugen. Im Vertheidigungskriege leiste er die schuldige Heeresfolge, doch sei er nicht gesonnen, den Lehenseid abzulegen. Während er so sprach, trat Sabina ins Zimmer. Graf Laszlo ließ das frühere Gespräch fallen, er hatte sie gesehen und sein Vorhaben war vergessen, das ihn nach Schloß Tarkö geführt hatte. Er lauschte der süßen Stimme des Mädchens und fühlte, daß sie in seinem Herzen wiederhalle. Doch Sabina stand auf, küßte die Hand ihres Vaters, neigte ihr Haupt gegen den Fremden und verließ das Zimmer. Jetzt erst bemerkte Laszlo, daß es Abend geworden war und es Zeit sei, sich fortzubegeben.

Noch jetzt giebt es Familien in Ungarn, die ihren Besitz von der ersten Theilung herleiten, z. B. die Szemere's und Megyery's, und stolz darauf sind, daß sie ihn keiner königlichen Schenkung verdanken. —

Er kam bald wieder, obgleich der alte Burgherr seinen Besuch nicht erwiedert hatte. Doch als der Günstling des Hofes in den Schloßhof von Tarkö hineinritt, kam ihn ein Diener entgegen mit der Nachricht der Graf sei auf der Eberjagd. Graf Laszlo versuchte es noch einmal, doch abermals ohne Erfolg, der Burgherr war nie zu Hause. Doch wo konnte sie sein, nach deren Schatten das Auge des Grafen vergebens an allen Fenstern spähte. Der Kavalier sprang vom Pferde, und machte einen Spaziergang längs der Schloßterrasse um die wechselnde Aussicht über Berg und Thal zu bewundern. Doch sein Auge wanderte nicht über die grüne Landschaft, der Boden auf den er trat, schien seine Aufmerksamkeit viel mehr zu fesseln. Die Spuren eines kleinen Fußes auf frischgestreutem Sande, hielten ihn gefangen, doch sie verloren sich bald im Grase, auf dem der leichte Tritt sich nicht abgedrückt hatte. —

Während Laszlo, nachdem er lange vergebens gewartet hatte, endlich ungeduldig nach Hause geritten war, stand Sabina auf der Thurmeszinne;

sie blickte jetzt nicht hinauf zu den rosigen Abendwolken, sondern hinab, und bedauerte, daß sie nirgends eine Staubwolke sah, die die Rückkehr des Vaters verkündigte. Sie wartete lange und zweifelte ob sie wohl hinabgehen sollte, nachzufragen ob der Graf vielleicht einen Auftrag für ihren Vater hätte und doch nein, es dürfte besser sein nicht zu gehen, — aber ist es nicht unartig den Gast allein in der Halle zu lassen? —

Und sie ging einige Stufen hinab, und lauschte, ehe sie aber noch zur Terrasse hinabgegangen war, änderte sie ihren Sinn, und kehrte zurück hinauf auf die Zinne. Er war so eben weggeritten, sie sah noch im wirbelnden Staube die goldverbrämte Satteldecke flimmern. Da hörte sie von entgegengesetzter Seite das Jagdhorn, sie eilte in ihr Zimmer um sich zu fassen ehe sie ihren Vater begrüßte. Als sie zu ihm kam, küßte er ihre Stirne, wie es seine Gewohnheit war, und fragte was sie beschäftigt habe; sie erröthete als ob sie ein Geheimniß zu verbergen hätte.

Die Züge des alten Grafen umdüsterten sich

einen Augenblick, und er begann über den Wechsel der Zeiten zu sprechen, über die Eitelkeit der Jugend und die Wandelbarkeit der Könige. Sabina hörte aufmerksam zu und wagte zu bemerken, es gäbe doch manche Ausnahmen, die nicht vom vergänglichen Glanze geblendet, blos ihrer Ueberzeugung und Loyalität folgten. Der Burgherr antwortete nicht weiter, doch gab es strenge Befehle keinen Fremden mehr in seiner Abwesenheit Einlaß in das Schloß zu gewähren. —

Graf Laszlo nahm jetzt seine Zuflucht zur List. Er sandte seinen treuen Knappen Gergely nach Tarkö als ob er einen Dienst suche. Der ehrliche Ausdruck in den Zügen Gergely's gewannen den alten Grafen, er nahm ihn als Stallmeister ins Schloß, ohne zu ahnen, daß er dem Liebesboten die Pforten geöffnet habe. Sabina war nicht so erfahren wie ihr Vater, und doch erkannte sie den Knappen gleich, sie hatte ihn ja im Gefolge Laszlos gesehen, als sie diesem nachblickte. Sie war daher nicht besonders überrascht, als sie am nächsten Morgen einen schmalen Pergamentstreifen erblickte, der um

die Zügel ihres Zelters gewunden war. Sie erröthete, warf einen Blick rings um sich und als sie sah, daß ihr Vater in den Schloßhof komme um mit ihr auszureiten, steckte sie den Streifen rasch in ihren Busen; sie fühlte es zwar, daß sie dadurch in den geheimen Briefwechsel einwilligte, doch konnte sie wohl das Pergament dort lassen, wo es ihr Vater sicher entdeckt haben würde? Sie durfte ja den alten Mann nicht erzürnen, das konnte sie nicht thun, er durfte es nicht sehen, — der Streifen war verborgen ehe der Graf sein Pferd bestiegen hatte. Der Ritt dauerte lang, so schien es wenigstens Sabinen, und ihr Zelter war heute so träge, sie gab ihm einen Streich mit der Gerte, und mußte dann doch die Zügel kürzer fassen damit ihr Vater ihr folge, so daß das edle Roß unruhig würde, — ganz gegen dessen Gewohnheit, wie der alte Graf mit einiger Unzufriedenheit bemerkte.

Als sie von dem Spazierritt zurückgekommen waren, konnte Sabina dem Schlafe kaum widerstehen, sie bot ihrem Vater eine gute Nacht, und

sagte sie ginge zu Bette; doch als alle Lampen im Schlosse längst schon ausgelöscht waren, war Sabinens Zimmer noch immer erleuchtet. Sie saß am Tische und untersuchte die runden festen Schriftzüge auf dem Pergamentstreif so aufmerksam, als ob es Chiffern wären. Was sie enthielten, weiß ich nicht, doch muß es schwer gewesen sein sie zu verstehen, denn sie las sie wiederholt, bis endlich ihre Lampe beinahe ausging, sie legte den Streifen nun unter das Kopfpolster, an den sie ihr schlafloses Köpfchen lehnte, bis endlich das Bedürfniß der Ruhe mächtiger ward, als die Aufregung ihrer Gefühle. —

Mit dem ersten Morgenstrahle erwachte sie, nur um abermals die erhaltene Mittheilung zu studiren, und blieb damit beschäftigt bis die Glocke zur Messe läutete. Seit diesem Tage verwandte sie mehr Zeit zu Schreibübungen als je zuvor, sie war zwar keine Meisterin im Schreiben, ihre Finger waren mehr gewöhnt die Saiten der Harfe ertönen zu lassen als die Feder zu führen, doch machten sicher die schmelzendsten Töne ihrer Harfe niemals

solchen Eindruck, wie die unsicheren Züge ihrer Feder, die Erwiederungen, voll der glühendsten Liebe und Versicherungen einer glücklichen Zukunft hervorriefen.

An einem Sonntagsmorgen trat der Guardian des Franziskanerklosters von Saros in die Halle des Schlosses Tarkö. Er hatte mit dem alten Grafen eine kurze Unterredung unter vier Augen, dieser begleitete den Mönch bis zur Schwelle, verbeugte sich steif und zog sich auf sein Zimmer zurück, ohne ein Wort an seine Tochter zu richten, die die Züge ihres Vaters ängstlich bewachte. Sabina klagte über Kopfweh und ging ebenfalls auf ihr Zimmer; sie wußte es, der Guardian sei im Namen des Grafen Laszlo da gewesen, er habe um sie gefreit, doch sie konnte nicht mehr zweifeln, daß ihr Vater ihre Hand ihm versagt habe.

Als sie am nächsten Morgen mit dem alten Grafen ausritt, war dieser wortreicher als gewöhnlich. Er sprach viel über die Anmaßung der Höflinge, die ohne einen Erbsitz zu haben, auf nichts anders als die wandelbare Gunst des Königs

gestützt, übermüthig genug sind, Verbindungen mit unabhängigen Familien eingehen zu wollen, die die Gunst der Könige verschmähten, ja selbst mit jenen suchen sie Verbindungen, die von den alten Heerführern abstammen, von den Gefährten Arpads, der erst durch ihre freie Wahl der Fürst der Nation wurde. „Ehren= und Glücksgüter durch den einen König gewährt, können durch den andern wieder eingezogen werden," setzte der Graf hinzu, „und ist Schloß Saros auch größer als das unsere, so ist es doch nur ein Königsgut, dessen Fruchtgenuß allein dem obersten Grafen des Comitates überlassen ist, während Tarkö, wenngleich kleiner, durch unsere Ahnen erbaut wurde, deren Namen kein König auslöschen kann, und dessen Besitz nicht von königlicher Gunst abhängt."

Sabina liebte ihren Vater, sie hatte keine Gründe den seinigen entgegenzustellen, sie antwortete daher mit Thränen, und diese kümmerten den alten Grafen wenig, er wußte es, daß im Frühling Regen und Sonnenschein täglich wechsele, und in der Jugend Thränen und Heiterkeit.

Als der Franziskaner von Tarkö zurückkehrte, begegnete er dem Grafen Laszlo auf halbem Wege, der ihm ungeduldig entgegengeritten war.

Was sind die Nachrichten, heiliger Mann? so rief er, wie wurdet ihr bewirthet? Ward ein Truthahn aufgetragen oder ein Ferkel *).

*) Wie im Oriente finden wir in Ungarn symbolische Gebräuche. Manches was mit Worten ungern ausgedrückt wird, wird durch ein Symbol zu wissen gethan und macht jede fernere Erklärung unnöthig. Wenn z. B. ein junger Mann mit Freiersabsichten in ein Haus kommt, weiß er es gleich bei dem ersten Mittagsmahle, welche Aussichten er habe. Erscheint ein Truthahn als Braten, so ist er willkommen, wird aber statt des glückverheißenden Vogels ein Ferkel aufgetragen, dann kann der Freier seinen Bündel schnüren und leer abziehen, für ihn ist keine Hoffnung da; es ist ein Korb. Jeder andere Braten ist unsymbolisch, er bedeutet, man fühle weder eine Neigung noch eine Abneigung gegen den Gast, er kann sein Glück versuchen, bis daß Truthahn oder Ferkel ihm sein Schicksal anzeigt. Diese Sitte geht durch alle Klassen in Ungarn. — Eine junge Wittwe die in unserer Nähe bei ihren reichen Eltern wohnte, war seit längerer Zeit die Braut eines Offiziers, der während der Zeit, daß er auf die Heirathserlaubniß vom Hofkriegsrath wartete, häufig in diesem gastlichen Hause verweilte;

Der Mönch schüttelte das Haupt. „Der Stolz des alten Grafen wird eben so wenig gebrochen als dies Schloß. Er speist blos mit seines Gleichen, mit seiner Tochter und niemand Anderm hier in der Gegend, er lehnt die Ehre einer Verbindung mit euch ab."

„So waren sie immer, seit den Zeiten Arpads," brauste Laszlo auf, „so sind sie noch immer diese stolzen Häuptlinge. Sind sie denn blind, daß sie die Glorie nicht sehen, die die heilige Krone Stephans umgiebt? Vergessen sie es, daß unser gnädiger König beschlossen hat ihren Uebermuth nicht länger zu dulden? daß er die Stühle die im Rathsaal des Pallastes seinen Thron umstanden ins Feuer werfen ließ, damit niemand sich an seiner Seite niedersetze? Wollen sie es noch immer nicht einsehen, daß wir nicht mehr die Barbaren sind, die unter Arpad wohl ein Reich zu gründen im Stande waren, deren Rohheit sie aber dem

einst war er ganz unglücklich, als zufälligerweise ein Ferkel auf den Tisch kam, es bedurfte einer langen Explikation bis er beruhigt wurde, daß dieser Braten nichts weiteres zu bedeuten habe. —

Abscheu und Spott der civilisirten Welt preisgab? Wir haben es von den gebildeten Griechen und den tapferen Rittern Deutschlands endlich gelernt, daß jede Gewalt vom König ausgeht, und die Krone die einzige Quelle des Besitzes sei. Unser Herr und König wird es nicht dulden, daß irgend einer seiner Unterthanen Güter besitze, ohne daß das Besitzrecht durch eine schriftliche Urkunde und das Reichssiegel verbrieft sei. Der König allein vertheidigt das Land, er allein kann die Besitztitel gültig machen. — Bis jetzt habe ich dort nur gebeten, wo ich Gewalt hätte anwenden können, denn der König hat mir den Befehl ertheilt den gebührenden Lehenseid widrigenfalls zu erzwingen. Der stolze Graf prahlt, daß niemand von seinem Stamm sich je gebeugt hätte, er vergißt aber daß der edelste Zweig dieses Stammes leicht von demselben getrennt werden kann! doch die Zeit ist nicht ferne wo er seinen Uebermuth bereut."

Als in der folgenden Nacht Gergely wieder nach Saros kam, wie er öfters pflegte, schloß sich Graf Laszlo mit ihm ein, — sein Plan reifte.

Wenige Tage später ritt Sabina mit ihrem Vater zur Jagd; der Tag war ermüdend. Die Hunde hatten einen Eber aufgespürt, dem die Pferde nur mühsam durchs Dickicht folgten, sie waren ganz erschöpft als der Graf nach Hause ritt. Es dämmerte schon, als der Zug sich dem Hügel von Tarkö nahte, Sabina war voran, Gergely blieb in ihrer Nähe. An dem Fuße des Schlosses zweigt sich ein Nebenpfad vom Hauptweg aus dem Walde ab, ein leichter Wagen von vier muthigen Pferden gezogen wartete hier, das Mädchen sprang rasch von ihrem Zelter auf das leichte Fuhrwerk, Gergely ergriff Zügel und Peitsche und jagte davon mit der schönen Beute. Vergebens gab der alte Graf seinem müden Pferde die Sporen, er konnte die Flüchtigen nicht erreichen, die so eben um die Ecke des Berges bogen.

Laszlo war während dessen auch von seinem Schlosse herab geritten in banger Erwartung ob das Abentheuer gelungen sei. Als ihn nun Gergely von ferne erblickte, winkte er freudig mit aufgehobenem Arme seinem Herrn zu. Der Graf von

Tarkö hatte, als er sah, daß er die Entführung nicht mehr hindern könne, seinen Bogen gespannt, der abgeschossene Pfeil durchschoß den aufgehobenen Arm des treulosen Dieners. Doch Laszlo sprengte der schönen Braut entgegen, in wenigen Minuten lag sie in seinen Armen.

Um jene Stelle auf ewige Zeiten zu bezeichnen, wo der Graf von Saros die entführte Sabina zuerst erblickte, gründete er dort eine Stadt, der er zu Ehren seiner Gattin den Namen Sabinow (Zeben) gab. Jenen Ort aber, wo Gergelys Arm vom Pfeile getroffen ward, schenkte der König auf die Fürbitte seines Günstlings dem Knappen, den er adelte, Gergely baute hier den Flecken Gergelylaka (Gergelys Sitz), und seine Nachkommen trugen den pfeildurchschossenen Arm ihres Ahnherrn im Schilde. —

Graf Laszlo versuchte wiederholt nach seiner Hochzeit mit Sabinen, sich mit ihrem Vater zu versöhnen, doch der Burgherr antwortete kalt, die Frau des Beamten des Königs sei eine Fremde für

ihn.*) Er sah sie nie wieder. Sabina ging mit ihrem Gemahle zu Hofe, wohin sie sich seit jeher gesehnt hatte. Laszlo wurde mit Glanz und Ehren überschüttet, das Leben der Gräfin war ein fortwährender Freudentaumel, aber Schloß Tarkö kam ihr häufiger in den Sinn, als sie es anfangs geglaubt hatte, und so oft sie sich dessen erinnerte, schwellte ein tiefer Seufzer ihren Busen.

---

*) Der Gegensatz zwischen den Comitatsbeamten, die ihre Stellung der Wahl verdankten und den von der Ernennung des Königs abhängigen Regierungsbeamten blieb bis in den letzten Zeiten vor der Revolution sehr schneidend. Die letztern wurden stets mit Mißtrauen angesehen, es galt für einen Vortheil, aber nicht für eine Ehre Regierungsbeamter zu sein.

Das Zipserhaus.

Die Gränzscheide zwischen dem Saroser Comitate und Zipsen bildet der Gebirgsrücken des Braniszko, die große Heerstraße nach Wien führt über ihn; der Gebirgspaß wurde im letzten Kriege berühmt, durch den Sieg den hier General Guyon gegen Feldmarschall-Lieutenant Schlick erfocht, als er vom Thal aus die furchtbaren Positionen der Oesterreicher auf der Höhe mit dem Bajonette nahm. Den Blicken des Reisenden öffnet sich hier eine reizende Aussicht, im Hintergrunde erhebt sich am Horizonte die schneebedeckte Tatragruppe, die über ein niedrigeres dunkles Waldgebirge glänzend emporragt, — ein weites Thal dehnt sich zu den Füßen des Braniszko aus, das

durch zahlreiche Dörfer und Städtchen, Zeugen bedeutenden Handelsverkehrs, belebt wird. Im Vordergrunde steht auf einem steilen Felsen, dessen Höhe jedoch gegen den massenhaften Braniszko völlig verschwindet, die Ruine des sogenannten Zipserhauses, des Stammschlosses jener verschmitzten Zapolyas, die sich im Laufe eines Jahrhunderts Schritt für Schritt bis auf den Thron Ungarns erhoben hatten. Die Landstraße führt ganz nahe an dieser Ruine vorbei nach dem Städtchen Kirchdrauf, das kaum eine halbe Stunde davon entfernt ist. Das Städtchen ist seit dem Verfall Polens sehr herabgekommen, es gleicht jetzt einem wohlhabenden Dorfe, obgleich die stattliche Residenz des Bischofs von Zipsen neben der gothischen Kathedrale auf der sanften Erhöhung über dem Städtchen, dem Orte von fern noch immer ein imposantes Aussehn gewährt.

Wie überall wo die übermüthigen Feudalritter in der Nähe betriebsamer Städte auf ihren Burgen hausten, und die friedlichen Bewohner des flachen Landes unterdrückten und brandschatzten, bezieht sich auch hier die Volkssage auf den Konflikt zwischen

dem Raubritter und dem Bürger. Ein schönes gothisches Fenster, das gerade über dem steilsten Felsenabhange an der Ruine sichtbar ist, gab Anlaß zu folgender Sage, die das Bürgerthum von Kirchdrauf verherrlicht.

In der Zeit König Karoberts führte der Herr des Zipserhauses ein wüstes Leben. Im Sommer jagte er die Bären, im Winter die Wölfe; die Nächte brachte er bei Humpen und Würfeln zu, und der Morgen fand ihn und seine Genossen häufig bewußtlos unter den Tischen. Ein solches Treiben erschöpfte natürlich sehr bald seine Einkünfte. Er bedauerte, daß die Zeiten des Bürgerkrieges vorüber waren, wo ein scharfes Schwert und eine kräftige Faust leicht Reichthum und Ehre gewinnen konnten; die Fürsten kämpften damals um die Krone und die Ritter füllten ihre Seckel. Doch diese schönen Zeiten waren vorbei, Handel und Wandel blühten jetzt auf und der feiste Bürger blähte sich unter der Herrschaft von Gesetzen, die blos die friedlichen Beschäftigungen der Feiglinge schützten und der edlen Passion des Krieges keine Nahrung gaben. Unser

Ritter beklagte bitterlich die Schmach dieser Tage, sein Wahlspruch war:

„Der Handel mag, die Arbeit mag erliegen,
Der Himmel lasse unsern alten Adel siegen!“

Doch was sollte er thun, leben mußte er, rauben durfte er leider nicht, er borgte daher. Der alte Mönch, der ihn einst erzogen hatte, lehrte ihn oft, die Biene übertreffe den Menschen in kunstfertiger Geschicklichkeit, der Hund in treuer Anhänglichkeit, die Ameise in Emsigkeit, der Hamster in vorsorgendem Haushalt, der Elephant in Stärke, der Affe in geschmeidiger Gelehrigkeit. Der Papagey lernt reden und der Ochse beugt sich ins Joch wie der Mensch; worin besteht also die Ueberlegenheit der menschlichen Natur? was ist der Vorzug, der den Menschen vom Vieh unterscheidet und ihm die Herrschaft verleiht? Nur darin, daß der Mensch das Borgen erfand; die einzige ausschließliche Prärogative des Menschen ist das Schuldenmachen. — Der Mönch galt allgemein für einen Weisen, und er sagte es oft seinen aufmerksamen Zuhörern: „Einst kommt noch der Tag, wo die Wahrheit dieses mei-

nes Prinzips allgemein anerkannt werden wird, wenn die Bildungsstufe der Völker und Staaten blos nach dem Maaße beurtheilt werden wird, in dem sie Gebrauch von der menschlichen Prärogative machen werden; der Tag wird kommen, wo jene Völker für Barbaren gelten werden, die keine Schulden haben, wo jene die Gewaltigen sind auf Erden, die Missionäre der Bildung über die Welt, die die größte Staatsschuld besitzen. Es wird zwar immer Thoren geben, die mit ihrem beschränkten Gesichtskreis finanzielle Reformen und das Sparsamkeitssystem predigen werden; doch ihre Unwissenheit und Unkenntniß der glorreichsten Privilegien der Menschennatur wird nur auf gemeines Volk Eindruck machen, die Ritter und die Könige werden es nie zugeben, daß solche Ansichten, die den Menschen zum Thier erniedrigen, je zur Herrschaft gelangen." — Der Ritter hatte diese Lehren nie vergessen, und trotz der Verachtung, die er gegen die Bürger fühlte, geruhte er doch häufig ihr Geld als Darlehen anzunehmen und dieses auf seine Güter zu hypothe- ciren. Die Zinsen zahlte er durch die Frohndienste

Ritter beklagte bitterlich die Schmach dieser Tage, sein Wahlspruch war:

„Der Handel mag, die Arbeit mag erliegen,
Der Himmel lasse unsern alten Adel siegen!"

Doch was sollte er thun, leben mußte er, rauben durfte er leider nicht, er borgte daher. Der alte Mönch, der ihn einst erzogen hatte, lehrte ihn oft, die Biene übertreffe den Menschen in kunstfertiger Geschicklichkeit, der Hund in treuer Anhänglichkeit, die Ameise in Emsigkeit, der Hamster in vorsorgendem Haushalt, der Elephant in Stärke, der Affe in geschmeidiger Gelehrigkeit. Der Papagey lernt reden und der Ochse beugt sich ins Joch wie der Mensch; worin besteht also die Ueberlegenheit der menschlichen Natur? was ist der Vorzug, der den Menschen vom Vieh unterscheidet und ihm die Herrschaft verleiht? Nur darin, daß der Mensch das Borgen erfand; die einzige ausschließliche Prärogative des Menschen ist das Schuldenmachen. — Der Mönch galt allgemein für einen Weisen, und er sagte es oft seinen aufmerksamen Zuhörern: „Einst kommt noch der Tag, wo die Wahrheit dieses mei-

nes Prinzips allgemein anerkannt werden wird, wenn die Bildungsstufe der Völker und Staaten blos nach dem Maaße beurtheilt werden wird, in dem sie Gebrauch von der menschlichen Prärogative machen werden; der Tag wird kommen, wo jene Völker für Barbaren gelten werden, die keine Schulden haben, wo jene die Gewaltigen sind auf Erden, die Missionäre der Bildung über die Welt, die die größte Staatsschuld besitzen. Es wird zwar immer Thoren geben, die mit ihrem beschränkten Gesichtskreis finanzielle Reformen und das Sparsamkeitssystem predigen werden; doch ihre Unwissenheit und Unkenntniß der glorreichsten Privilegien der Menschennatur wird nur auf gemeines Volk Eindruck machen, die Ritter und die Könige werden es nie zugeben, daß solche Ansichten, die den Menschen zum Thier erniedrigen, je zur Herrschaft gelangen." — Der Ritter hatte diese Lehren nie vergessen, und trotz der Verachtung, die er gegen die Bürger fühlte, geruhte er doch häufig ihr Geld als Darlehen anzunehmen und dieses auf seine Güter zu hypothecieren. Die Zinsen zahlte er durch die Frohndienste

seiner Unterthanen, — seine Bauern mußten als Robot am Webstuhl sitzen und für die Kaufleute von Kirchdrauf die wohlbekannte Zipserleinwand weben.

Es war ein Geldgeschäft dieser Art, das eines schönen Morgens unsern Ritter hinab ins Städtchen führte. Er besuchte seinen Gläubiger, den ehrsamen Zunftmeister der Schneidergilde, in der Absicht, ein neues Anlehen bei ihm zu negociren. Zum Vorwand nahm er bei dieser Gelegenheit die Bestellung eines köstlichen Anzugs für sich, um nach Hof zu gehen, so sagte er, wohin ihn der König eingeladen hatte. Während nun der ehrsame Kleiderkünstler mit dem Papierstreifen das breite Maaß des Ritters nahm, klagte dieser natürlich über die bösen Zeiten. Er fand, daß die Gutsbesitzer und der Ackerbau durchaus keinen hinreichenden Schutz fänden, daß das Land trotz der Steuerfreiheit dieses Adelsprivilegiums noch immer viel zu sehr belastet sei, denn bei Landbesitz versteht es sich ja von selbst, daß der Bauer von Zeit zu Zeit unterstützt werde, da, wenn er verkümmere, er ja nicht arbeiten könne. Da ferner ein Edelmann auf einem großen Fuße leben

müsse, um seine Stellung in der Welt zu vertreten und den Respekt zu erhalten, den sein Name gebietet, so ist es natürlich, daß er stets in Geldverlegenheiten ist. Seine jüngern Brüder und Verwandten können doch keine Kaufleute werden, dies würde ja die Familie entehren. Was sollen sie aber thun? der König ist nicht kriegerisch und braucht daher keine Armee. —

Der Ritter war gerade im besten Zuge, auf den Gegenstand überzugehen, der ihn eigentlich zum Schneidermeister geführt hatte, als ein frisches rundes Mädchen in das Zimmer trat und ihm mit einem Knix verschiedene Sammetmuster zur Auswahl einhändigte. Es war die jugendliche Tochter, die einzige Erbin des reichen Bürgers. — Eine große Idee durchzuckte den Ritter; die beste Art, seinen zerrütteten Finanzen aufzuhelfen, war jedenfalls eine gute Heirath. Die Töchter seiner adeligen Nachbarn hatten seine Hand wiederholt ausgeschlagen, sein wüstes Leben hätten sie allenfalls noch entschuldigen können, seine Schuldenlast aber war unverzeihlich. Die Schneiderstochter, so dachte er, wird in dieser

Hinsicht sicher weniger wählerisch sein und sich glücklich fühlen, im Wappen ein Ritterkrönlein zu führen, selbst wenn dessen Glanz etwas getrübt wäre. Er ließ daher das Gespräch über die Lasten des Grundeigenthums fallen und erzählte plötzlich von den Annehmlichkeiten der Residenz, wobei er nicht ermangelte zu bemerken, daß all die Damen bei Hof mit „der Rose von Kirchdrauf“ nicht an Schönheit wetteifern könnten.

Der Schneider hörte schweigend zu und wunderte sich, wie sein Gast auf solche Reden und Erzählungen verfalle, da es jedermann wußte, daß der Ritter nie zu Hof ging, sondern auf seinem Schlosse mit seinen Trinkgenossen schwelgte. Die Tochter kümmerte sich kaum um das Gespräch und die Galanterien des Ritters, dessen rothe Nase und ins Graue spielender Bart den Eindruck seiner ungewöhnlichen Beredsamkeit paralysirte. Sie legte die Sammetmuster auf den Tisch und entfernte sich. Der ungeschlachte Ritter hatte keinen Reiz für sie, ihr Kopf und ihr Herz waren gefesselt durch die Vorzüge eines geschmeidigen Barbiers, den die ganze

Stadt „Herr Doktor" nannte. Er war so eben von der hohen Schule von Wien zurückgekommen, er trug keinen Schnurrbart, sein Kinn war stets glatt rasirt, sein Haar kunstreich gekräuselt; sein Schritt war nicht der schwere des ehrenfesten Bürgers, er tänzelte leicht durch die Straßen, und wie konnte er erzählen! Er kannte die ganze Welt, er war der Freund aller berühmten Männer in Deutschland, er hatte dem Kaiser die Hühneraugen operirt, er hatte den Schooßhund der Königin von Böhmen zur Ader gelassen, — und was sie ihm noch zugeflüstert habe, als sie ihm den Diamantring als Pfand ihrer Gnade überreichte, das ließ er bloß errathen. Was den Ring anbelangte und all die andern Pretiosen, die er an den verschiedenen Höfen erhalten hatte, wo er seine Kunst ausübte, — sie waren ihm leider alle geraubt worden durch List und Gewalt, er kam arm nach Hause, so arm wie er einst fortgezogen war.

Wenn Gaspar diese Geschichten erzählte, sagte der ehrsame Zunftmeister ärgerlich: „Windmacherei, nichts als Windmacherei!" Doch Gaspar der Bar-

bier war so einschmeichelnd, und was er sagte trug das Gepräge der Wahrheit in solchem Grade, daß keines der Mädchen von Kirchdrauf je an seinen Worten zweifelte. Doch das Herz des hartherzigen Schneiders ließ sich nicht rühren, er schlug mit der Faust auf den Tisch und sagte: „Nie wird dieser Quacksalber, der nicht einen Heller in der Tasche hat, mein Schwiegersohn.“ Die rosenwangige Trude seufzte dann tief und begnügte sich damit, ihren Geliebten nur im Geheim zu sehen.

Wenige Tage nach dem ersten Besuche des Ritters bei dem Schneidermeister saß Trude am Fenster, bald auf ihre Arbeit, an der sie nähte, bald auf die Straße hinabsehend. Da wurde plötzlich ihre Aufmerksamkeit durch einen Zug sonderbarer Art gefesselt, sie sprang auf und rief alle Mädchen im Hause ans offene Fenster. Der Ritter ritt in seinem köstlichen, wenngleich etwas abgetragenen Staatskleide an der Spitze seines Gefolges; es waren nicht seine Jäger, die ihn gewöhnlich begleiteten, es war eine lange Reihe von Begleitern, alle in seine Farben gekleidet, doch ihre verbrämten Jacken

und gestickten Mäntel trugen die Spuren des Zahns der Zeit, sie sahen in der Nähe recht jämmerlich aus. Trude lachte laut auf, als der Zug vor ihrem Fenster hielt und sie die Leute erkannte, die der Ritter in seine Livree gesteckt hatte. Mit dem Finger deutend rief sie laut: „Schau, schau, das ist Janko, von dem wir unser Korn gekauft haben, und das ist Misko und Gyuri, die unser Heu aus dem Garten stehlen wollten. Und wie ihre Pferde aussehen, die armen Gäule haben lange vergessen, wie der Hafer schmeckt, — und jetzt, wo sie die ganze Woche gearbeitet haben, müssen sie noch zur Maskerade. Es ist sicher ihre erste Fastnacht.“ — Der Ritter gab nun seinem Knappen einen Wink, dieser eilte herbei und hielt das Pferd, von dem der Ritter mit Anstand herabstieg. Die Gesellen des Schneiders waren ganz erstaunt über diese eigenthümliche Scene, sie eilten zur Hausthüre, um sie zu öffnen und bei dieser Gelegenheit die Knappen und Pferde zu mustern. Der Ritter schob sie bei Seite und ging würdevoll in das Zimmer, wo der Zunftmeister, der große Kapitalist Kirchdraufs am Tische saß. Doch kaum

hatte er die Thüre hinter sich zugemacht, als diese leise wieder geöffnet wurde, gerade weit genug, damit Trude es sehen könne, was zwischen dem Ritter und ihrem Vater vorging. —

Der Schneider stand von seinem Sitze auf, rieb sich die Augen und sagte: „Die Kleider sollten erst am nächsten Montag abgeholt werden, gnädiger Herr, Sie haben mich mißverstanden, wir haben heute erst Mittwoch."

Der Ritter setzte sich, winkte herablassend dem Schneider zu, daß er dasselbe thue, räusperte sich und begann mit heiserer, doch erhöhter Stimme:

„Ich bin nicht gekommen, um Euren Dienst in Anspruch zu nehmen, sondern um Euch eine Ehre zu erweisen, die Ihr nicht erwartet. — Eure Tochter ist hübsch und wohlerzogen, wie ich höre, um dem Haushalt vorzustehen. Ich bedarf Jemandes, der den meinigen in Ordnung hält, und da ich meiner Stellung in der Welt Anstand und Würde schulde, habe ich mich entschlossen, Eure Tochter zum Weibe zu nehmen, daß sie in meinem Schlosse an der Tafel den Vorsitz führe und die Wirthschaft

beaufsichtige. Unterbrecht mich nicht, Herr Meister, — fuhr er fort, als er sah, daß der Schneider sich erstaunt verbeugte und reden wollte, — unterbrecht mich nicht, ich habe noch mehr zu sagen, ich kenne und achte die Gefühle, die ein Vater für sein einziges Kind hegt, — diese Gefühle sind ehrenwerth in jeder Klasse der menschlichen Gesellschaft — und ich würde auf keinen Fall Euch jener Rechte berauben, die die Natur jedem Vater gegeben hat. Ich erwarte es natürlich, daß Gertrud, sobald sie meine Gemahlin ist, ihrem Range gemäß lebt und ihre plebejischen Verbindungen alle aufgiebt; doch für Euch erlaube ich eine Ausnahme, insofern daß Ihr kommen könnt, sie zu sehen, so oft es Euch genehm ist, außer wenn gerade Gesellschaft im Schlosse ist, — ihr Zimmer wird natürlich immer offen für Euch sein, wenngleich die Thüre des Empfangsaals Euch verschlossen bleiben muß. — Ruft sie nun herein, damit sie höre, welch Glück sie erwartet und sie sich dazu vorbereite."

Während der Ritter so sprach, rückte der Schneider unbehaglich seinen Stuhl hin und her, es war

eine schreckliche Enthüllung für ihn. Er konnte nicht einen Augenblick länger zweifeln, daß die Schulden des Ritters diesem über den Kopf gewachsen sein mußten, ehe er sich zu einem solchen Schritte entschloß, und es wurde dem Kapitalisten bange um die Summen, die er ihm geliehen hatte. Er schwieg daher eine Weile und sagte dann stockend:

„Gnädiger Herr, es geht doch nicht recht, — meine Tochter —“

„Antwortet schon selbst für sich,“ so ergänzte Trude den Satz, indem sie die Thüre aufriß und lachend ins Zimmer hüpfte; „nein, gnädiger Herr, ich bedanke mich, Ihr seid nichts für mich, mein Sinn steht nicht nach Titeln, Ihr sagt meinem Geschmack nicht zu. Ich bin ein närrisches Mädchen und verstehe es nicht, die Ehre hinreichend zu schätzen, den Vorsitz an Eurer Tafel zu führen und den Erzählungen Eurer erlauchten Gäste zuzuhören, die mit den Humpen und Würfeln besser bekannt sind, als mit feinen Manieren. Und dann würde ich dem Haushalt im Schlosse sehr schlecht vorstehen, wo kein Kreuzer im Kasten ist, mein Geld aber ist nicht

vornehm genug, um zur Zahlung der Zinsen Eurer Schulden dienen zu können."

Der Ritter war ganz überrascht und war unwillkürlich aufgestanden als Trude eintrat; jetzt hielt er sich vor Wuth zitternd an der Lehne des Stuhls, schlug mit geballter Faust auf den Tisch und schrie „anmaßendes Püppchen, ich will dir schon feine Manieren lehren, du wirst dich noch dieser Stunde erinnern, und deine Thorheit bereuen, — du und dein Vater. — Uebermorgen erwarte ich meinen Rock und Mantel, daß er aber ja gut passe," setzte er mit einem verächtlichen Blicke hinzu. Er verließ mit Würde das Haus, aber er fühlte, daß er sich dem Spotte ganz Kirchdraufs preisgegeben habe. Als er sich entschlossen hatte seine Hand einer Schneiderstochter anzubieten, hatte er nicht an die Möglichkeit eines Korbes gedacht; so sehr er auch die Bürger ihrer Anmaßung willen verachtete, wußte er doch, daß sie sich stets hochgeehrt fühlten, wenn ein Kavalier ein freundliches Wort oder Lächeln an sie richtete, — und jetzt hatte ein naseweises Bürgermädchen die Ehre ausgeschlagen zu seiner

Gemahlin erhoben zu werden! — Und die ganze Stadt wußte es, denn das Gepränge mit dem er sich genaht hatte war ein zu ungewöhnliches Ereigniß, als daß die Bürger seine Absicht nicht hätten errathen sollen, selbst wenn er sie jetzt läugnete, — und wie sollte er Truden zum Schweigen bringen, die ohne Zweifel sich mit seinem Antrag brüsten und die Demüthigung noch übertreiben werde, die er erlitten.

Trude fühlte sich auch wirklich trotz der kurzen Abfertigung die sie dem Ritter gegeben hatte, höchlich geschmeichelt durch den Antrag und obgleich sie überall erzählte, sie verachte das verschuldete Ungethüm, so freute es sie doch, wenn ihre Bekannten sie im Scherz Burgfrau Gertrude nannten, und unter vier Augen sagte sie oft zu Doktor Gaspar „Liebte ich dich nicht, du närrischer Mann, so wäre ich jetzt eine Burgfrau. Der Ritter, das muß man gestehen, hat Geschmack und Leidenschaften, dies, Geliebter, dies ist den höheren Ständen angeboren; man kann dies nicht lernen, es ist ein Vorrecht vornehmer Geburt."

„Gar kein Zweifel," antwortete der liebenswürdige Barbier, „und wer sollte dies besser wissen als ich, der immer an den Höfen gelebt hat und mit den ausgezeichnetesten Männern Deutschlands Umgang pflog. Doch glaube mir, Theuerste, ich bin ein Mann von Welt, glaube mir, vornehme Geburt ist nicht meinen Schnepper werth, wenn sie nicht mit feiner Bildung und eleganten Manieren verbunden ist. Wir, die neue Generation, die das Ausland gesehen haben, wir wissen das am besten." Und er warf mit diesen Worten den Kopf mit solcher Sicherheit in die Höhe und sah mit solcher Selbstzufriedenheit auf Trude, daß diese sich das glücklichste aller Mädchen dünkte.

Der Ritter hatte Rache geschworen und er war der Mann sein Wort zu halten, wenn das Worthalten nicht gerade seine Würde verletzte, wie z. B. so oft es Geldverhältnisse betraf. Er mußte das naseweise Mädchen in seine Gewalt bekommen, dies versicherte er seinen Trinkgenossen, die diese seine löbliche Absicht laut belobten und ihm ihre Offensiv- und Defensiv-Allianz anboten. Doch innerhalb

der Stadtmauern war jeder Handstreich gefährlich, die Fallthore konnten so leicht niedergelassen, und die Entführer gefangen werden. Doch außerhalb der Thore der Stadt da spähten die Knappen des Ritters wochenlang, ob die übermüthige Schneiderstochter sich nicht etwa herauswagte. — Es ist wahr sie entzog sich gern den Haushaltssorgen und Mühen, allein sie brachte ihre Mußestunden nicht außerhalb der Stadt zu, sondern sie besuchte irgend eine Freundin, wo sie dann gewöhnlich zufällig mit ihrem Freunde zusammentraf, der sie am Abend nach Hause begleitete, während der ehrsame Zunftmeister in der Versammlung der Gilde den Vorsitz führte, und Privatkonsultationen mit den ausgezeichnetesten Mitgliedern seiner Zunft hielt.

Wochen waren vergangen, — die Begebenheit des Ritters mit dem Schneider schon zur Genüge besprochen, hatte den Reiz der Neuheit verloren, und ward nur noch als Schmeichelei für die hübsche Trude erwähnt. Die Drohungen des erboßten Freiers blieben unbeachtet. Wie durfte er es auch wagen, die Tochter eines Mannes zu bedrohen, der

alle Aussicht hatte nächstens Bürgermeister, und als solcher, oberster Befehlshaber der Miliz einer Stadt zu werden, die wohl nicht bedeutend an Ausdehnung, aber wohl beachtenswerth war durch ihren Bund mit allen anderen Städten des Comitates, fünfzehn an der Zahl.

Der Herbst war gekommen; für diese nördlichen Gegenden zwar ohne die Vergnügungen der Weinlese; sie wird ersetzt durch das Sammeln der Aepfel, Birnen und Nüsse in den Obstgärten. Das junge Volk von Kirchdrauf waffnete sich mit langen hölzernen Stangen, um die Nüsse abzuschlagen, und sie mit den Aepfeln und Birnen in große Körbe zu sammeln, die zu diesem Zwecke mitgenommen wurden.

Der reiche Schneider besaß einen der größten Gärten unweit der Stadt; dahin begab sich Trude mit einer Magd und den Lehrjungen; sie wolle keine andere Gesellschaft haben, sagte sie, da das Wetter unsicher sei, und es gute Eile habe, das Obst zur Zeit einzubringen. Der Nachmittag war schön, und gegen Abend ließ Trude den mit Körben

beladenen Karren durch die Lehrjungen nach Hause ziehen, mit der Nachricht, daß sie selbst mit der Hantscha bald folgen würde. Sie machte sich auch auf den Weg; doch der Zufall wollte, daß ihr der Doktor begegnete, und sie erinnerte, sie könnte sich leicht erkälten, da sie kein Tuch um habe. In der That, sie hatte es im Obstgarten vergessen, und die Luft war allerdings feucht. Der Doktor wollte es schnell holen — doch sollte Trude auf dem Wege warten und sich allenfalls niedersetzen, während sie vom Gehen erhitzt war, das könnte ihr vielleicht schaden, „das dürfte ganz gewiß gefährlich sein," bestätigte der Doktor — „Nun meinte Trude, so wird es am gerathensten sein, daß ich selbst mein Tuch hole — gehe Hantscha, meine Seele, einstweilen nach Hause, dem Nachtessen nachzusehen, damit es bereit sei, wenn der Vater kommt; ich bleibe nicht lange aus."

Das glückliche Paar blieb allein und schlenderte zurück zum Garten; als sie wieder heimwärts kamen fühlte sich Trude ermüdet. Sie setzten sich, ein lebhaftes Gespräch fortsetzend, und dabei völlig

übersehend, daß sie von den Spähern des Ritters entdeckt waren, die ihrer kaum ersichtig, gleich über sie herfielen und das arme Mädchen ergriffen, ohne sich weiter um den Doktor zu kümmern, der klug und vorsichtig keinen Widerstand gegen die Uebermacht versuchte, sondern der Stadt zu, um Hülfe eilte. Aber ehe er noch zurückkehren konnte, war Trude auf das Schloß in die Halle geschleppt worden, deren Fenster die ganze Gegend übersah. In seinem Lehnstuhl saß hier der Ritter, doch stand er erfreut auf, als Trude hineingebracht ward, und überhäufte sie mit Vorwürfen wegen ihrer Undankbarkeit; versprach aber großmüthig Verzeihung, wenn sie ihm sogleich in die Kapelle folgen wolle; wo nicht, so würde er Gewalt brauchen. Das Mädchen weigerte sich dem Räuber, dem Dieb — wie sie ihn nannte — zu folgen; sie stieß ihn kräftig zurück, und trat an das Fenster, um sich nach Hülfe umzusehen; doch sie sah kein menschliches Wesen weit und breit. Der Ritter öffnete die Thüre und rief hinaus: „Kommt Freunde und sehet meine Verlobte. Johann du mußt mein Braut-

führer sein; führe sie zur Kapelle, der Priester wartet schon." Er war eben im Begriffe sich zu Trude zu wenden, um ihren Arm zu erfassen; ehe er aber diese Absicht ausführen konnte, hatte sie sich auf das Fenster geschwungen und mit verzweifeltem Entschlusse stürzte sie sich hinab von der schwindelnden Höhe. Der Ritter und seine Gäste erbebten, sie wähnten sie todt. Die weiten Röcke des Mädchens hatten aber einen Fallschirm gebildet, der die Heftigkeit des Falles milderte, so daß sie zu Boden stürzte, ohne etwas anderes zu verletzen als ihre rechte Zehe, die sich verrenkte; doch ihre Sinne schwanden, sie blieb bewußtlos auf dem Rasen unter dem Schlosse liegen.

Während dessen war der Doktor aus der Stadt zurückgekehrt, unter dem Schutze aller Haiducken, die er hatte auftreiben können, und der jüngeren Mitglieder der Schneidergilde, sämmtlich bis an die Zähne bewaffnet. In gebührender Entfernung folgte der Wagen des durch Schrecken und Sorge überwältigten Zunftmeisters. Es herrschte große Verwirrung, um so mehr da der Abend sich um-

wölkte. Die bedachtsame Hantscha war aber mit einer Laterne versehen, das Licht fiel auf Trude's bleiches Antlitz, da schrie die Magd aus allen Kräften: „Herr Doktor, Herr Doktor kommen sie doch!“

Gaspar hatte aber das Schlachtfeld den Haiducken überlassen, er selbst zog sich zurück, um die Stellung des Feindes zu recognosciren, da, wie er weise bemerkte, ein Mann von Erfahrung niemals attakire ohne genaue Kenntniß des Terrains. Er schrie daher aus der Ferne, da er die Stimme Hantscha's vernahm: „Haiducken, ich wittere Gefahr!“ und unter tüchtiger Bedeckung rückte er vor. Die Magd aber jammerte: „Keine Gefahr mehr! hier liegt sie die arme Kleine, maustodt!“ Bei dieser Nachricht drängten sich alle um Trude, so daß der Doktor nur mühsam zu ihr gelangen konnte. Er fühlte den Puls und befahl: „Wasser, Wasser, sie athmet, sie ist nicht verloren!“ Einer der Jungen brachte Wasser in seinem Hute, Trude ward damit besprengt, und kam bald zu sich. Sie wurde empor gehoben. Fröhlichkeit lag stets ihrem Sinne näher als Thränen

ihrem Auge, so lachte sie auch jetzt herzlich über ihr Abentheuer, blickte freundlich den Geliebten an, umarmte ihren Vater, der seinen Wagen verlassen hatte und herbeigeeilt war, und aller Angst und Sorge vergaß bei dem Anblick seiner Tochter. Als sie aber nun versuchte in den Wagen zu steigen, fühlte sie einen heftigen Schmerz an ihrem Fuße und meinte, sie habe sicher das Bein gebrochen, da ersuchte der ehrsame Zunftmeister schnell den „Herrn Chirurg“ mit ihnen zu kommen. Trude ward bald auf ihr Bett gebracht, der verletzte Fuß ward untersucht und Gaspar sah so ernst darein und legte den Verband mit so wichtiger Miene an, daß dem zärtlichen Vater bange wurde, und er zu fürchten begann, sein theures Kind würde lange darnieder liegen, und am Ende ihren Fuß gar nicht mehr gebrauchen können. Gaspar aber versicherte, daß bei gehöriger Pflege und Aufmerksamkeit sie dennoch hergestellt werden könnte, er verbürgte dies nach einigen Tagen mit solcher Sicherheit, daß der alte Mann sich beruhigt fühlte, und den „Herrn Doktor“ — es war das erste Mal,

daß er den Barbier so nannte — gar nicht weglassen wollte.

Trude war endlich geheilt, wenn auch nicht so vollkommen, daß sie nicht der wiederholten Besuche des Doktors bedurft hätte; aber als er endlich selbst nicht umhin konnte zu gestehen, daß seine ärztliche Behandlung nunmehr überflüssig sei, so schüttelte der ehrsame Zunftmeister ihm herzlich die Hand, und reichte ihm eine wohlgefüllte Börse, die seine Tochter selbst gestrickt hatte. Der junge Mann empfing den Beutel dankbar, wies aber das Geld zurück, indem er sagte, daß er eine größere Gnade zu erbitten habe. Der Schneider blickte ihn etwas ernster an, als es seit mehreren Wochen der Fall gewesen, dennoch sagte er: „Sprecht."

Gaspar erzählte nun, daß eine seiner alten Tanten gestorben sei und ihm etwas baares Geld hinterlassen habe; er würde es sich daher zur besonderen Ehre rechnen, wenn der Herr Zunftmeister das kleine Kapital zu welch' immer Zinsen annehmen wollte, da es nirgends sicherer sein könne als bei ihm.

Der alte Mann war überrascht; der junge

Mensch schien doch gesunden Verstand zu haben, er antwortete daher: „Es ist zwar gegen meine Gewohnheit Geld aufzunehmen; doch ich will gerne Euch in dieser Hinsicht behülflich sein, ich werde diese Angelegenheit gerne ordnen.

Dem Doktor stand nun das Haus des Schneiders offen, und nach einigen Monaten saß er oft neben Trude in Gegenwart des Vaters und ehe ein Jahr vergangen war, nannte er sie seine süße Braut.

Der Eindruck, welchen der kühne Sprung des Mädchens auf den Ritter gemacht hatte, war ein dauernder. Nichts weniger als ein Wunder konnte sie gerettet haben, so dachte er und entsagte seinem wüsten Treiben. Er schränkte sich ein, zahlte seine Schulden und störte nie mehr den Frieden der Töchter von Kirchdrauf.

Janosik.

Zur Zeit als König Johann Zapolya mit König Ferdinand von Habsburg Krieg führte, war der mächtige Räuber Janosik der Herr der Wälder und Bergschluchten in den Comitaten Liptau und Arva. Er war ein herrlicher Junge, dieser Janosik. Er herrschte über Reich und Arm wie ein König und handhabte die Gerechtigkeit mit mehr Erfolg, als der Stuhlrichter selbst. Doch Frauen gegenüber war er milde wie Honig und dem Armen war er willkommen, wie ein gebratener Truthahn dem Freier; dem Juden dagegen und dem Wucherer erschien er schrecklicher als ein Wolf. Seine Stärke war ohne Gleichen und die magische Art, die er

besaß, machte ihn unüberwindlich, so oft er sie hinschleuderte, traf sie das Ziel und kehrte in die Hand Janosiks mit derselben Sicherheit zurück, wie das Eisen zum Magnet. Er hatte einst mit einem einzigen Fußtritt die Staatskutsche des Obergespanns umgeworfen als dieser vom Bischof zurückkehrte, bei dem er zu Mittag geladen war. Der Kutscher peitschte die vier gallopirenden Pferde und kümmerte sich nicht um das Schreien des armen Schäferknaben, der einige unverkaufte Schafe vom Markte nach Hause trieb und nicht schnell genug mit ihnen der Kutsche ausweichen konnte. Ein Schaf wurde überfahren, der Knabe weinte, der Kutscher fluchte, als Janosik plötzlich auf seinem Schecken erschien, und ehe der schnarchende Obergespann im Wagen und der Hussar auf dem Kutschbocke ihn bemerken konnten, hatte er dem Fuhrwerk einen solchen Fußtritt gegeben, daß es umschlug, in den Graben am Wege fiel und die erschreckten Pferde mit sich riß.

Ein anderes Mal kam Janosik in die Dorfschenke, wo fünfundzwanzig schwäbische Soldaten

einquartirt waren*). Sie saßen an der Tafel, aßen Fettwürste und tranken Wein und schimpften über die Bauern, die blos von Haferbrot lebten. Die Bauern waren um die Schenke versammelt und klagten über die Schwaben, über ihren Appetit und ihre Erpressungen und verwünschten den Juden, der ihnen selbst keinen Branntwein mehr kreditiren wollte, wenn sie ihm ihre grüne Saat auf dem Felde nicht verpfändeten. Janosik hörte eine Weile zu, dann trat er ins Zimmer, mischte sich ins Gespräch und vertheidigte den armen Bauer, der arbeiten und zahlen muß, während der Schwab auf dessen Kosten lebt. Die Soldaten opponirten erst mit Worten, dann mit den Fäusten, doch sie fanden bald, daß der Slovack kräftiger war als sie gedacht

*) Die meisten deutschen Kolonisten in Ungarn, mit Ausnahme der kräftigen Zipser und der Sachsen in Siebenbürgen sind Schwaben. Viele von ihnen waren schwache verkommene Geschöpfe, die am ungrischen Fieber dahinsiechten, die ganze Raçe wurde daher von den Ungarn verachtet, und „Schwab" wurde der Spottname aller Deutschen, besonders der deutschen Soldaten, die durch ihre Einquartirung den Bauern besonders zur Last fallen.

hatten, indeß zwei Dutzend gegen einen konnten es schon versuchen. Aber der Slovack widerstand ihnen, er lehnte mit dem Rücken an die Wand, und begann seine kurze Art gegen die angreifende Uebermacht zu gebrauchen. Wie der Ball in die Hände des Knaben zurückfliegt, so kehrte die Art immer zu Janosik zurück, der sie rechts und links hinschleuderte, ohne je sein Ziel zu verfehlen. In einigen Momenten war alles im Zimmer in Verwirrung, die Scherben der zerbrochenen Schüsseln und Krüge und die umgestürzten Bänke und Tische lagen am Boden umher, auf dem sich ein Dutzend Verwundeter herumwälzte. Die übrigen Soldaten, erschreckt durch die übernatürliche Waffe, entflohen und blieben nicht früher stehen, als bis sie spät in der Nacht in Sanct Nikolau ihre Offiziere fanden, die während der Comitatscongregation den Bällen und Gastmählern im Marktflecken beiwohnten.

Janosik war einstweilen verschwunden, halblaute Verwünschungen des jüdischen Gastwirthes und enthusiastisches Jubeln des Volkes begleiteten ihn, das dem Kampf mit offenem Munde und dem

Angstschweiß auf der Stirne zugesehen hatte. In Sanct Nikolau waren sowohl die Offiziere, als die Gesetzgeber des Comitates höchlich entrüstet über die Keckheit des Räubers, der sich in der nächsten Nachbarschaft zu zeigen wagte. Sie befahlen gleich, daß ihre Pferde gesattelt, ihre Wagen angespannt werden und brachen gleich nach dem Essen auf, um auf dem Schauplatze des Verbrechens selbst, den Umfang der Missethat zu untersuchen und sich über die Richtung zu vergewissern, die der Verbrecher genommen.

Als der stattliche Zug im Dorfe ankam, wurden die Herren durch die Bauern zwar mit Jubelrufen begrüßt, aber niemand wußte zu sagen wohin der Räuber sich gewandt habe. Alt und Jung mußte eine Zeugenschaft leisten, doch jedermann gab eine verschiedene Beschreibung von Janosik. Der eine sagte er sei von riesiger Gestalt, und habe Eulenaugen; der andere beschrieb ihn als kurz und stämmig, mit Haar bewachsen wie ein Bär, und auf dem Zeigefinger den Diamantring des Bischofs tragend. Sonderbarerweise stimmten aber alle Weiber

darin überein, daß der Räuber ein netter freundlicher Mann sei, sie schienen sich gar nicht vor dem Ungeheuer zu fürchten.

Alle diese widersprechenden Aussagen wurden zu Protokoll genommen und in das Comitatsarchiv niedergelegt, die Verfolgung des Räubers wurde vertagt, dagegen wurde er aufgefordert sich binnen drei Monaten vor dem Standrecht zu stellen, und sich über seine Missethaten zu verantworten. Ein Jahr verstrich nach dem andern, und Janosik konnte noch immer nicht zur Haft gebracht werden, obgleich er nur zu häufig die Kastelle jener Herren brandschatzte, die ihr Einkommen am Hofe zu Wien verzehrten, und in der gesetzlosen Zeit den armen Bauer von seiner Hütte und seinem Grundstück vertrieben, ohne Rücksicht auf das Landesgesetz. Janosik erpreßte auf solchen Herrschaften Vieh und Korn, Wein und Speck und verheilte die Beute unter das Volk, er führte den Grundsatz Louis Blancs, daß es unmoralisch sei, Zinsen vom Kapital zu fordern, gewissenhaft durch und bestrafte jene, die das Prinzip des unentgeltlichen Kredites nicht

anerkannten, als oberster Richter, von dem keine weitere Appellation stattfindet. Wo er wohne, konnte Niemand erfahren; Haiducken und Soldaten wurden ihm ins Gebirge nachgesandt, sie durchstöberten die Waldungen, aber sie fanden ihn nicht. Wenn sie dann nach vergeblichem Suchen im Wirthshause ruhten, setzte sich oft ein Hirt, ein Bettelmönch, oder ein Hausirer an ihren Tisch und erzählte von Janosik und seinen Thaten. Wenn dann die Häscher ungeduldig wurden und den Helden der Wälder einen elenden Feigling nannten, der stets vor ihnen fliehe, da warf er seine Verkleidung von sich, rief aus „ich bin der Janosik," schwang drohend seine Axt und war immer wieder verschwunden, ehe seine Verfolger von ihrer Ueberraschung zu sich gekommen waren.

Doch der Mann, den die Soldaten nicht besiegen, den die Häscher nicht erreichen konnten, wurde durch die Reize eines Mädchens gleich Samson in die Schlinge geführt. Die vollen rothen Wangen und die hellblauen Augen Marcsa's der Magd des alten Geistlichen leuchteten in Selbst-

zufriedenheit, so oft sie Sonntags zur Kirche ging. Ihre langen Flachshaare waren glänzend mit Speck geschmiert und mit bunten Bändern durchflochten, das weiße Muslintuch, das sie um den Hals trug, war mit Gold gestickt, doch auf nichts war sie so stolz, wie auf die dunkelrothe Farbe ihres faltenreichen Unterrockes und ihrer Stiefel, die sie in der Hand trug und erst an der Kirchenthüre anzog, um sie nicht kothig zu machen. Sie waren sicher so schön als irgend welche zu Sanct Nikolau während des Jahrmarktes verkauft wurden, wenn während des Ablasses alle Nachbardörfer dem Flecken zuströmten.

Und von wem hatte wohl Marcsa alle diese Kostbarkeiten erhalten? Vom alten Geistlichen sicher nicht, der hielt seine Börse fest zugeschnürt, das wußte jedermann. Und obgleich alle Bauernburschen Marcsa laut bewunderten, und wenn sie zum Tanz am Kirmestage gingen, ihr so freundlich die Hand schüttelten, daß die Mädchen, die sie am Arme führten, vor Aerger roth wurden, und sie tüchtig in die Rippen stießen, so kam sie doch nur

selten, und auch dann ohne Begleitung zum Tanze. Am Abend saß sie nach gethaner Arbeit stets einsam vor der Pfarrthüre, während die übrigen Mädchen mit ihren Liebhabern am Hausthore schäkerten. Ehe noch der Hahn krähte war sie schon wach, und am Abend war sie noch fleißig wenn alles ruhte. Die Kühe des Geistlichen waren auch stets wohlgenährt, seine Gänse gemästet, sein Kraut fleißig umgegraben, so daß der Vorrath stets für den Winter hinreichte, und obgleich der geistliche Herr viel auf gute Tafel hielt, hatte er keine Gelegenheit sich über die Köchin zu beklagen. Dies war auch die Ursache, — so hieß es im Dorfe, — daß er ein Auge zudrückte, wenn Marcsa zuweilen einen Spaziergang in den Wald machte, um dort Himbeeren und Schwämme zu sammeln, wie sie vorgab. Daß Janosik der Geliebte Marcsa's sei, vermuthete das ganze Dorf, doch niemand dachte daran sie in dieser Hinsicht bei den Comitatsbeamten anzugeben, endlich aber kam dies Gerücht ihnen auch zu Ohren. Der Vicegespann rief eine Congregation zusammen. Die Richter des Gerichtsstuhles

wurden erwählt, und Marcsa vor dieselben gestellt. Sie lachte bei dem Verhör, als sie befragt wurde, warum der Räuber sich nicht stelle, und meinte Janosik's Art würde die gnädigen Herrn bald auseinanderjagen, es sei wirklich im Interesse derselben, daß er sich bisher fern hielt. Die Richter sahen die Wahrheit dieser Bemerkung ein und ließen die Inquisitin frei gehen. —

Doch während die Herren im Rathssaale sich beriethen, hatte das Mädchen mit Miso, dem schönen Comitatshaiducken, auf der Wache so warme Freundschaft geschlossen, daß sie ihn einlud sie in ihrem Dorfe zu besuchen. Als sie nun Janosik zum erstenmale wiedersah, gefiel er ihr gar nicht mehr; sein Gesichtsausdruck war ja so ernst, seine Kleidung so unscheinbar. Sein einfaches Leinwandhemd war auf seiner Brust mit einer Messingschnalle befestigt, er trug einen breiten schwarzen Ledergürtel mit gelben Knöpfen besetzt, enganliegende Beinkleider von grobem weißen Tuch und die slovakischen Halbschuhe an den Füßen, sein Haar hing lang und wild um sein Gesicht. Welch ein Abstand von

dem immer fröhlichen Haiducken in der rothen gold-verbrämten Hussarenjacke, mit den klirrenden Sporen-stiefeln, die glänzend aufgewichst waren wie sein Schnurrbart. Sie bat daher den Räuber, daß er seinen abgeschabten Gürtel wegwerfe und von den Reichthümern, die er unter den Bauern so häufig vertheilte, doch auch einiges für sich behalte, um sich ebenso schön zu kleiden, wie die Herren in der Stadt es thun; doch er schlug ihre Bitte ab. Es war das erstemal, daß er ihr etwas versagte, um so mehr beharrte sie daher auf ihren Wunsch, bis er endlich sagte: „Wisse, Marcsa, daß meine Kraft an meinen Gürtel gebunden ist, wenn ich ihn ab-lege, bin ich kraftlos wie ein Knabe."

Das Mädchen erneuerte ihre Bitte nicht wieder, doch die Worte des Räubers gruben sich ihrem Ge-dächtniß tief ein; und als eines Abends der hübsche Comitatshaiduck aus Sanct Nikolau sie im Dorfe besuchte und indem er ihre Schönheit pries, sich zugleich um Janosik erkundigte und dabei fallen ließ, er glaube es gar nicht, daß sie die Geliebte des berühmten Räubers sei, da konnte sie sich nicht

enthalten zu prahlen Janosik sei ganz in ihrer Gewalt, sie brauchte ja nur seinen Ledergürtel zu entwenden und alle seine Kraft weiche von ihm. Der Haiduck verdoppelte nun seine Liebenswürdigkeit und hatte es richtig, ehe er nach Sanct Nikolau zurückkehrte ausfindig gemacht, daß der Räuber jeden Samstag den ganzen Sommer über, in eine Höhle zu kommen pflege, im dichten Fichtenwald unter dem rothen Kreuz, das an dem Felsabgrund am Wege steht. Auch das hatte das Mädchen ausgeplaudert, daß in der Felsspalte in der Höhle die große Eisenkiste stehe, in die er das Gold und Silber einzuschließen pflegte, das er im Winter, wenn die Entbehrungen der Armen die härtesten sind, an die Bedürftigen vertheilte; daß er ferner am Abend komme und bis früh dort verweile, weil der Zugang zur Höhle in der Finsterniß der Nacht beinahe unmöglich sei.

Mišo wiederholte jedes ihrer Worte während seiner Rückkehr nach Sanct Nikolau; — am nächsten Samstag sehen wir ihn wieder auf dem Wege, aber in Begleitung eines Zigeuners, der alle Stege

in der Nachbarschaft kennt, in einiger Entfernung folgt ihnen eine Compagnie Soldaten.

Einige hundert Schritte hinter dem Dorfe wandten sie sich alle gegen den Wald zu und kletterten leise den steilen Abhang hinauf. Gegen Mitternacht erreichten sie die Höhle, der Zigeuner und Mišo stahlen sich hinein bei dem Scheine einer Blendlaterne, die der Haiduck mit seinem weißen Mantel bedeckte, damit der Lichtstrahl den Räuber nicht erwecke. Obgleich er vorsichtig hineingekrochen war, stolperte er doch beinahe über die lange Gestalt Janosiks, der am Eingange ausgestreckt schlief, statt eines Polsters die Hände unter seinem Kopf haltend; an seiner Seite lag die Axt und ein Schlüssel. Der Haiduck zog nun rasch seinen Säbel und schnitt den Gürtel so geschickt vom Leibe des Räubers, daß er nicht einmal seine Haut ritzte, ja sogar seinen Schlaf nicht störte. Ein leiser Pfiff und die Soldaten waren am Eingange der Höhle. Der Zigeuner hatte während dessen mit langen Fingern die Axt Janosik's gestohlen, mit dem Schlüssel die Kiste aufgemacht und die gefährliche Waffe

hineingeschlossen. Doch kaum war der Deckel der Kiste zugefallen, als Janosik erwachte. Er griff nach seiner Art, sie war nicht da, sie hämmerte wüthend an der Eisenkiste, konnte sich aber nicht durchhauen. Janosik sah wohl, daß er verrathen sei, doch er vertraute seiner Stärke und warf sich mit geballter Faust auf seine Gegner. Doch wie er aufsprang, fiel der Gürtel auf den Boden, die Kraft des Räubers war gebrochen, Miso faßte ihn von rückwärts und fesselte leicht die Hände des Verzweifelnden. Die Soldaten waren nun auch da und führten ihn ab nach Sanct Nikolau vor das Standrecht. Janosik leugnete seine Thaten nicht, aber er sandte einen Boten zum Könige nach Wien, und versprach für einen Pardon drei Regimenter auf eigene Kosten zu errichten, um die Feinde Ferdinand's zu bekämpfen. Doch die Herren im Comitate warteten die Antwort nicht ab; sie verurtheilten den Räuber, daß er aufgehangen werde, an einen eisernen Haken zwischen seinen Rippen. So hing er am Galgen drei Tage und drei Nächte lang ohne eine Klage auszustoßen. Er rauchte

eine Pfeife nach der andern, bis er endlich, durch den Blutverlust erschöpft, verschied.

Als er eben den letzten Athemzug gethan, da kam der Pardon von Wien, es war zu spät und der König erzürnt, daß die Herren in Liptau seine Antwort nicht abgewartet hatten, entzog ihnen zur Strafe die Steuerfreiheit und verurtheilte sie jährlich fünfundzwanzig Kreuzer dem Spital in Sanct Nikolau zu entrichten.

Den Freunden der nordischen Mythologie wird es natürlich nicht entgehen, daß die Art Janosik's nichts anderes sei, als Miöllnir der Streithammer Thor's, der stets in die Hand des Gottes zurückkehrt, so wie auch die Stärke des Gottes ebenfalls an dessen Gürtel geknüpft ist. Auch er wurde erst dann durch die Riesen übermannt, als sie diesen gestohlen hatten. Es ist daher wohl nicht zu zweifeln, daß diese Voksſage trotzdem, daß sie in eine vergleichsweise moderne Periode der

Geschichte versetzt, im Volke lebt, dennoch zu den ältesten Ueberlieferungen gehört und ihre gegenwärtige Gestalt erst nach mancher Modifikation erhalten hat. —

Pan Twardowski.

Die Sage von Pan Twardowski ist mehr polnisch als ungrisch; doch hörte ich sie in Ungarn mit Variationen erzählen, die ihr eine völlig verschiedene Färbung geben.

Pan Twardowski war ein weiser Mann. Er kannte stets die Ursachen alles Geschehenen ganz genau und wußte auch stets, was eigentlich hätte geschehen sollen. Wenn eine Kuh fiel, so ermangelte er nie zu sagen, wie das Unglück zu verhüten gewesen wäre; hätte nur die Kuh seinen Rath einholen können, sie wäre gewiß gerettet worden. Er erkannte jede Krankheit nach der Beschreibung, und wären seine Verordnungen nur stets zur rechten Zeit angewendet worden, oder

hätte der Patient seiner Vorschrift nachkommen können, so wäre die Race der Ungarn zahlreicher auf Erden, als die Sterne am Himmel. Seine große Gelehrsamkeit aber erweckte Hochmuth in seinem Herzen; er citirte häufig den Teufel blos zum Zeitvertreib und disputirte mit ihm über jene Gegenstände, die die Vorsehung dem Bereich menschlicher Forschung entzogen hat, verbotene Weisheit war seine Lust. Zuletzt dünkte er sich klüger als der Teufel selbst, und als der Junker mit dem Pferdefuß vorschlug, ihm zu dienen, wenn er dafür seine Seele verschriebe, unterzeichnete er gerne den Pakt, vollkommen überzeugt, daß er seinem Gefährten das Neuejahr abgewinnen würde.

Die Uebereinkunft war: daß der Pan, so lange er lebe, der unbedingte Herr seines Genossen sei, und daß dieser nur in Rom, die ihm für seine Dienste verschriebene Seele, fordern dürfe.

Der Pan war kein angenehmer Gebieter. Er gönnte sich und seiner Umgebung weder Rast noch Ruh; er reiste beständig umher, überall nach den unentdeckten Prinzipien der Erscheinungen forschend,

die sich seinen Sinnen darboten, oder seiner Einbildungskraft vorschwebten. Er hegte den Ehrgeiz seinem Verdienste nach gewürdigt zu werden, da er sich keineswegs damit begnügte, nur seiner Reichthümer willen, gesucht zu werden, die er geringschätzte und verschwendete. Jenes Ziel war indessen schwer zu erreichen, da die Gesellschaft meinte, er sei am Ende doch nur ein Doktor und der Teufel selbst konnte ihm das nicht verschaffen, was er am heißesten wünschte — einen alt adeligen Stammbaum.

Es war dem Pan nur zu sehr bewußt, daß er steuer- und militärpflichtig sei, und ob auch sein Gold leicht einen Einsteher erkaufte, und sein Beutel durch die Entrichtung der Abgaben nicht leichter wurde, so konnte er doch nicht leugnen, daß er der Privilegien nicht theilhaftig sei, die sein Kutscher, ein Bauernedelmann besaß; der Titel Euer Gnaden, den seine Untergebenen ihm gaben, konnte ihn nicht trösten, da er wohl wußte, dies gelte seinem Kleide, nicht aber einem Vorzuge seiner Geburt.

Obgleich überall, wo er weilte, sein geschäftiger

Begleiter nicht versäumte ihm ein prachtvolles Haus zu miethen, es im kostbarsten Geschmack einzurichten, mit der reichsten Tafel zu versehen, und goldgeschnürte Husaren hinter jedem Stuhle aufzustellen, so war dennoch der Pan bei weitem nicht zufrieden. Er besaß kein Familienschloß, keine robotpflichtigen Unterthanen, keine Heerden wie die Patriarchen des alten Testamentes, keinen Park voll hundertjähriger Bäume, gepflanzt durch seine Vorfahren, keinen Saal, geschmückt mit langen Reihen hoher Ahnenbilder.

Doch diese Entbehrungen waren noch erträglich im Vergleiche mit den Demüthigungen, die er in der Stadt erfahren mußte, wo er die elegante Gesellschaft suchte. Eines Tages befahl er seinem rothhärigen Gefährten, ihn zu Hofe zu führen und ihn mit einer Dame von hoher Geburt zu vermählen. Nichts konnte wohl für den Teufel leichter sein, als dies, er gab ja vor in allen Zirkeln der vornehmen Welt vollkommen eingeweiht zu sein. Aufgefordert diesem Verlangen des Pan zu entsprechen, zuckte Mephisto die Achseln und grinzte so verächtlich, daß der Pan Mühe hatte seinen Gleichmuth

nicht zu verlieren; doch er bedachte, es sei nicht klug, seine Gefühle laut werden zu lassen. Er nahm daher seine lange Pfeife zur Hand, zündete sie an und in undurchdringliche Rauchwolken gehüllt, ließ er seinem Unmuthe freien Lauf.

Herr und Diener begaben sich nach Wien, wo die Königin Hof hielt. Der berühmte ungrische Doktor mit seinem Sekretair, der die großmüthigen Gaben seines Gebieters an die Armen vertheilte und allenthalben die beispiellose Weisheit und den großen Reichthum desselben gebührend pries, erweckten bald allgemeine Aufmerksamkeit. Ein Doktor, der kein Honorar annahm, sondern fürstliche Almosen spendete, der um keine Patienten sich bemühte und doch niemals wohlthätigen Rath versagte, ein Doktor, dessen Sekretair nicht nur das Ansehen eines Kavaliers hatte, sondern selbst das ihm gebotene Silber und Gold der rathsuchenden Kranken zurückwies, ein so seltenes Exemplar konnte nicht umhin, zum Löwen des Tages zu werden. Er wurde bald zu einem großen Herrn berufen und es gelang ihm, eine anhaltende Unverdaulichkeit, ohne Auferlegung

strenger Diät, zu mildern. Diese glänzende Kur verschaffte ihm das Glück, bei dem Obersthofmeister Ihrer Majestät eingeführt zu werden; er wurde durch diesen bei Hofe vorgestellt und erhielt die Einladung zum Hofball.

Mit dem Hofdegen an der Seite und der gepuderten Perücke auf dem Haupte vergaß der Pan, als er im stattlichen Wagen, bespannt mit vier glänzend gezäumten Pferden, nach Hofe fuhr, beinahe ganz, daß ihm ein Stammbaum fehle. Aber als er in den Tanzsaal trat, wo ein Kranz hochgeborner Damen seine Augen blendete, fühlte er sich so geehrt, daß er es kaum wagte vorwärts zu schreiten, und als Ihre Majestät ihm selbst zuwinkte, mit einer ihrer Hofdamen Theil an dem Tanze zu nehmen, gehorchte er, ohne auch nur zu wagen, seine Augen zu erheben, oder seine Lippen zu öffnen. Er wäre in großer Verlegenheit gewesen zu berichten, ob seine Tänzerin Schlehen- oder Käfer-äugig *) gewesen. Daß sie hochgeboren sei, dies wußte er;

*) Ungrischer Ausdruck für blaue und braune Augen.

was blieb ihm mehr zu wünschen übrig? — Und als die Königin sich ihm näherte und sagte: „Ich sehe, Er findet Gefallen an Seiner Tänzerin, ich will Seiner Schüchternheit zu Hülfe kommen und für Ihn freien!“ — da war er so unaussprechlich beglückt durch die huldvolle Gnade, daß er entzückt die Hand seiner Tänzerin küßte und seine Vermählung bald darauf mit fürstlichem Pomp feierte.

Die Dame, welche auf diese Weise Panna Twardowska wurde, war kein Kind mehr. Der Ausdruck ihres Antlitzes machte es der Phantasie selbst schwer, sich vorzustellen, daß sie jemals ein Kind gewesen sei. Die Reife ihres Urtheils ließ sie vollkommen die Größe des Opfers erkennen, das sie der Vernunft gebracht hatte, indem sie zu den Millionen des Pan's ihn selbst in den Kauf nahm. Er konnte ja niemals den Kammerherrnschlüssel erhalten, der Zutritt zu den Kammerbällen war ihm versagt, wo nur die Auserwähltesten der Auserwählten ihren Platz finden, und seine Gemahlin war daher auch von dem intimen Umgange mit „der Gesellschaft“ ausgeschlossen; — und konnte sie

sich wohl an irgend eine andere Atmosphäre gewöhnen? Dieses setzte sie oft dem gedemüthigten Pan auseinander, der seinerseits die Superiorität der Dame so vollkommen zu würdigen wußte, daß er mit Hiobs Geduld ihre Geringschätzung ertrug, obgleich diese nur äußerst selten durch den Sonnenstrahl herablassender Toleranz gemildert wurde.

Er wandte sich an seinen Gefährten und forderte von ihm ein Mittel gegen den Trübsinn, welcher ihn überwältigte und der ihn, wie er es selbst gestand, für die Liebenswürdigkeit seiner Gemahlin durchaus unempfänglich machte. Es war ohne Zweifel Krankheit, die es verursachte, daß seine hochgeborne Frau ihm unerträglich erschien. Der treue Begleiter sparte keine Mühe, das Nervensystem des Pan's herzustellen, dessen Wahrnehmungsvermögen so augenscheinlich gestört war. Er rieth ihm, die ärztliche Praxis aufzugeben und den ernsten Studien zu entsagen. Er begleitete seinen Herrn zu Musik und Tanz, in Gallerien und Museen — vergebens. Eifrig betrieb er nun den Kauf des Palastes einer berühmten Familie von großem Namen

und ruinirtem Vermögen; keine Ausgabe wurde gespart, das alte Gebäude dem modernen Geschmack anzupassen, der Einförmigkeit des klassischen Styles wurde nachgeholfen, gothische Hallen à la renaissance dekorirt und die hohen Wände mit den buntesten Erzeugnissen moderner Kunst und ausländischer Manufakturen geschmückt. Kein wohlfeiler Gegenstand konnte geduldet werden, der Preis war der alleinige Maaßstab des Werthes. Man staltete die Gemächer in Gärten um, Champagner floß in Fontainen, Musikbanden tönten in geräuschvollen Harmonien, und die ganze Welt wurde zu Bällen und Festen eingeladen. Die Welt war entzückt; Barone und Grafen, ja sogar einige Fürsten ließen sich bei der Panna einführen; sie war eine distinguirte Frau, die seit ihrer Heirath sich wunderbar gemacht hatte, wirklich wunderbar, wenn man ihre „Mesalliance" bedachte.

Die Stiftsdamen, die in früheren Jahren mit ihr intim gewesen, besuchten häufig ihre Soireen, ließen sich freundlich herbei, ihre Equipage zu benützen und winkten sogar dem Pan aus dem Wagen-

fenster zu, wenn sie ihm zufällig begegneten. Freilich war er nur ein Doktor, wurde aber dennoch im Salon seiner Frau tolerirt. Er prakticirte ja nicht, seine Einkünfte hingen ja nicht von seiner Arbeit ab, und so konnte er auch aus Rücksicht für seinen Reichthum in der Gesellschaft gesehen werden. Erfreut durch diese „Stellung in der Welt“ beschwichtigte er die Sehnsucht seines Herzens, die ihm zulispelte: „Ein Stammbaum!“ —

Er brachte seine Nächte mit Unterhaltungen, seine Morgen mit Besuchen zu; die Diners währten bis zum Theater, wo die haute aristocratie verdaut und gähnt. Doch für seine Person konnte er sich nicht völlig eines kindisch plebejischen Interesses für Kunst und Schauspiel entschlagen, und er vergaß sich einmal dabei so sehr, die Panna in ihrer Loge halblaut zu ersuchen, ihre Diskussion mit Baronesse Tifi über die Putzmacherin der Prinzessin Mimi etwas leiser zu führen, da er wünsche, kein Wort von Hamlet's: Sein oder nicht Sein, zu verlieren.

Dieses Verbrechen gegen gute Erziehung konnte

ihm nicht verziehen werden und verbannte ihn für alle Zeiten aus der Loge ins Parterre. Hier saß er eines Abends ganz Auge und Ohr für die Helden und Heldinnen der Scene, als mit einem Male seine gepuderte Perücke, wie durch einen Zauberschlag, von seinem Kopfe geschleudert wurde. Als er sich erschrocken umsah, erblickte er den Stab, welcher ihn so hart getroffen hatte, in der Gestalt des großen grünen Fächers einer bejahrten Dame, die in der Parterreloge knapp hinter seinem Sperrsitze saß. Das Gespräch, das er nun mit anhörte, brachte ihn vollends in Verzweiflung. Die alte Dame sagte: „Der ungezogene Mensch versperrt mir die Aussicht nach Ihrem Fürsten, liebe Comtesse, ich konnte nicht sehen, ob Ihr Anbeter an seinem Posten sei." „Gräfin haben wohl gethan," erwiederte die jüngere Dame, „wer kann der Mensch sein? er verbeugte sich, als er bei uns vorüber ging." — „Der Parvenu hat einen barbarischen Namen, ich entsinne mich, ihn als einen Arzt oder Barbier nennen gehört zu haben, der durch seine Quacksalberei viel Geld gemacht hat. Es wurde

seiner bei mir erwähnt, als mein Schoßhündchen seine Pfote verrenkt hatte. — Ein Mensch von keinem Namen, keiner Familie, sich so uns vor die Nase zu pflanzen!"

Der Pan wartete seinen Wagen nicht ab, er stürzte nach Hause, befahl, daß gepackt und alles zur schleunigsten Abreise in Bereitschaft gehalten werde. Er erließ dieselbe Verordnung an die Panna selbst in einem so ungewohnten Tone, daß sie zum erstenmal seit ihrer Verheirathung ohne Widerrede gehorchte; er selbst aber murmelte trostlos vor sich hin: „Alles ist verloren!"

Niemand verstand die Bedeutung dieser Aeußerung als Janko, der alte treue Diener. Obgleich grämlich, seit der Sekretair ihn verdrängt hatte, war Janko dennoch seinem Pan mit ganzer Seele ergeben, den er als Kind auf seinen Armen gewiegt und mit Marienliedern eingelullt hatte. Da er ihn nun so ungewöhnlich aufgeregt sah, folgte er ihm und sprach in schüchternem Tone: „Mein armer Herr, beruhigt Euch, Ihr seid nicht für das geräuschvolle Leben geschaffen, das wir führen; offene

Tafel und geräuschvolle Nächte, das taugt nicht für Euch. Laßt uns beide nach Hause zurückkehren; überlaßt die Panna der Obhut Eures geheimnißvollen Begleiters; Ihr habt vorerst mit allen Zwei genug zu schaffen gehabt."

Doch der grinsende Sekretair klopfte bereits wieder an die Thüre und steckte ganz unterthänig den Kopf herein, anfragend, ob nicht mit ihm befohlen werde. Seine Erscheinung entzündete neuerdings die halb unterdrückte Leidenschaft des Pan. Er winkte Janko zu gehen, und rief zum Sekretair gewendet aus: „Schaffe mir einen Stammbaum!"

Der Böse verbeugte sich und ging.

Am Thore unten hielt der Reisewagen, der Postillon blies sein Stückchen, aber niemand konnte zum Pan gelangen, er war in seinem Kabinet eingeschlossen und blieb unsichtbar zwei ganze Tage und Nächte lang; die Panna, die sich zur Abreise gerüstet hatte, war außer sich.

Janko ging unruhig im Vorzimmer auf und ab, er horchte an der Thüre, er hörte aber nur den monotonen Schritt seines Herrn, der unruhig

im Zimmer auf und ab ging, manchmal stille stand und tief seufzte. Endlich unterschied er die Stimme des Pan und den schrillen Ton des Herrn Sekretairs.

„Hast du es?“ fragte der Erstere. — „Seht selbst,“ erwiederte der Andere, „es ist ein so vollständiges Dokument, wie nur irgend eines im Archiv des Wappenkönigs. Ihr stammt vom König Svatopluk selbst ab durch den jüngsten Sohn seines Vetters im vierten Grade. Nichts kann vollständiger bewiesen werden als Eure Ansprüche; ich denke, die Panna selbst wird zufrieden sein.“

„Schon gut, schon gut,“ unterbrach der Pan ungeduldig, „sprich nicht weiter darüber; wir werden dieses Papier einschließen und nur im Nothfalle davon Gebrauch machen; es ist nicht nöthig, irgend jemand die Beweise unserer Rechte aufzudrängen.“

Der Teufel lachte höhnisch, es ergötzte ihn, daß der Pan, kaum im Besitz des gefälschten Stammbaumes, mit so aristokratischer Würde sich zu benehmen und von seinen Rechten zu sprechen wußte.

Der arme Janko aber ward blutroth, als er hörte, daß sein Herr sich zu einem Betrug herbeigelassen hatte.

Am folgenden Morgen begab sich der Pan zu seiner Gemahlin und erkundigte sich, ob sie bereit sei, Mittags abzureisen. Es scheint indessen, daß die Panna keine Widerspänstige war, die durch Launen gezähmt werden konnte; denn seitdem ihr Gemahl, wie es ihr schien, ohne Grund auf schleunige Abreise gedrungen, und dann diese verzögerte, trotz ihrer Einwilligung, die er durch Ueberraschung erpreßt hatte, war sie jetzt entschieden, dem Wunsche ihres Tyrannen nicht nachzukommen und jedenfalls in Wien zu bleiben. Nicht etwa, als wäre ihr der Aufenthalt angenehm gewesen, besonders jetzt, wo bald niemand mehr in der Stadt sein würde, da mit dem Frühling die ganze Welt sich aufs Land oder ins Bad begab; doch konnte sie es nimmer vergessen, daß sie sich einmal durch Terrorismus hatte einschüchtern lassen, und versäumte nicht, dies dem Pan in jenen häufigen häuslichen Konferenzen vorzuwerfen, in denen sie als Ankläger und Richter fungirte.

Was sollte er thun? er unterwarf sich ihrem Ausspruch in jeder Beziehung, doch in Wien wollte er länger nicht bleiben. Er sehnte sich nach seinem Vaterlande, nach dem Lande herzlicher Gastfreundschaft, wo jeder Gast als Freund, und jeder Freund als Bruder begrüßt wird. Die Panna hatte aber kein Verlangen nach den „Barbaren". Ein Vergleich kam endlich zu Stande: Die Hauptstädte Europa's sollten vor der Rückkehr nach Ungarn besucht werden.

Sie reisten mit großem Aufwande und wenig Vergnügen. Die Panna begab sich vorzugsweise in Badeorte; doch fand sie nirgends den Ueberfluß von Zeitvertreib, an den sie sich in Wien gewöhnt hatte. Der Pan wünschte geistigen Umgang, scheute indeß jede neue Bekanntschaft, als einen möglichen Anlaß seine gesellschaftliche Stellung besprechen zu hören. Das Geheimniß seines Stammbaumes lastete auf seinem Gewissen wie ein Alp, vergällte seine Tage und störte seinen Schlaf. Wohl konnte er seine adelige Geburt aller Welt nachweisen; doch es war nicht nur sein Bewußtsein, das seinen

Rechtstitel verwarf, auch sein höhnischer Begleiter that dasselbe, wenngleich nicht mit Worten, doch mit jedem Zuge des verschmitzten, spöttisch demüthigenden Gesichtes. Wie war er dem Pan verhaßt, doppelt verhaßt, wenn er mit vielsagendem Blick triumphirend die Panna unterstützte, so oft sie mit Ueberdruß von allen Unterhaltungen sprach, die ihre Ausflüge ihr gewährt hatten, und dann Rom's als des einzigen Ortes erwähnte, den sie noch zu besuchen wünschte. „Nein" rief der Pan heftig, ich will nicht nach Rom; dies würde mein Tod sein; die Malaria würde uns tödten — meine ich," setzte er ruhiger hinzu. — Die Panna deutete mit ihrem Finger nach dem Kopfe, und gab mit verächtlicher Handbewegung zu verstehen, was sie von dem Verstande ihres Gemahls hielt. Sie behandelte ihn dem gemäß und machte alle Anstalten zur Abreise nach Italien, ohne sich im geringsten um seine Proteste zu kümmern. Er wußte aus Erfahrung, daß Widerspruch seine Gemahlin stets in ihren Vorsätzen bestärke, so ließ er sie denn gewähren, und schlug mit seinem Gefährten und

Janko, den kürzesten Weg nach Ungarn ein. Dort wurde er freudig begrüßt; man freute sich der Rückkehr des berühmten Arztes, der stets die Armen und Kranken unentgeltlich behandelte. Er kam in eine Stadt, wo er beabsichtigte einige Monate ungestört, inmitten seiner Bücher und Papiere zuzubringen. Er las, schrieb und besuchte jene, die seines Rathes bedurften. Daß er nicht zufrieden und nicht so heiter sei als er erschien, ward nur von Janko wahrgenommen, der ängstlich spähte, wenn er oft des Nachts den lauten Wortwechsel im Zimmer seines Herrn vernahm und die Stimme des Teufels deutlich hörte.

Eines Abends ward dem Pan gemeldet, daß eine fremde Dame im Gasthofe so eben eine schwere Niederkunft gehabt habe und in Todesgefahr seine Hülfe bedürfe. Er eilte zum Bette der Kranken; doch kaum hatte er ihren Puls gefühlt, als er an seiner Seite den bösen Feind, mit dem wohlbekannten Pakt in der Hand, erblickte: „Die Bedingung ist erfüllt, sagte Mephisto, du bist nun endlich mein Diener, ich bin nicht länger der Deinige.“ Der

Pan blickte zum Fenster hinaus und sah auf dem Aushängeschilde des Gasthauses die verhängnißvollen Worte: „Zur Stadt Rom.“ Ohne sich einen Augenblick zu besinnen, nahm er das unschuldige Kindlein, das durch die Taufe bereits geheiligt war und über welches der Teufel also keine Macht mehr hatte, in seine Arme. So geschützt wollte er eben das Zimmer verlassen, um die Straße zu erreichen, wo „außerhalb Rom's“ der Teufel keinen Anspruch mehr an ihn hatte. Doch er zögerte an der Schwelle und sagte: „Du siehst ich bin nicht so leicht gefangen, ich habe durch dein Beispiel manches gelernt, und verstehe mich auf Advokatenkniffe so gut wie du, doch bin ich deiner müde. Da nun einer von uns weichen muß, so laß uns noch einmal unsere Kräfte messen. Willst du einen neuen Pakt eingehen? er soll unwiederruflich entscheiden. Wenn du noch drei meiner Befehle erfüllen kannst, so bin ich freiwillig dein; bist du dies aber nicht im Stande, dann mußt du mich aufgeben und ich bin deiner los.“ — „Ganz wohl,“ entgegnete der Böse, welcher sah, daß seine Beute auf dem

Punkt sei zu entschlüpfen, — „So sei es, ich schlage ein."

Der Pan begab sich in sein Haus, das gerade der Kathedrale gegenüber stand, die ohnlängst abgebrannt war. Noch in derselben Nacht, so befahl er dem Teufel, sollte er die Kirche mit Mohnkörnern decken; Körnchen nach Körnchen, fest an einander genagelt, sollten das Dach bilden.

Ehe der Hahn krähte, war jedes Körnlein an eine Nadel gespießt und die Kathedrale mit Mohn gedeckt.

Der Pan, der kein Auge geschlossen hatte, empfand nur noch wenige Neigung zum Schlafe. Er sah, daß keine physische Schwierigkeit dem Teufel unüberwindlich sei, und beschloß ein anderes Mittel zu versuchen. Er befahl ihm daher, sich sogleich im Weihkessel zu baden. Der Teufel schauderte; aber er verwandelte sich in eine Maus und sprang in den Kessel mit Weihwasser gefüllt, der am Eingange der Kirche stand, mitten hinein. Das Wasser brauste und zischte, als ob glühendes Eisen hineingefallen wäre; die Maus jedoch kam heraus; ob-

gleich sie alle Haare abgebrüht hatte, und als der Teufel wieder seine gewöhnliche Gestalt annahm, war er mit Brandblasen bedeckt.

Der Pan wußte sich kaum mehr zu helfen, doch verzweifelte er noch immer nicht und sagte: „Ich befehle dir ein ganzes Jahr lang mit meiner lieben Frau Panna Twardowska friedlich zu leben, ohne sie auch nur einen Tag zu verlassen.“

„Ich soll ein ganzes Jahr mit Panna Twardowska leben!“ rief der überwundene Teufel, — „Nein, da kehre ich lieber ohne euch zur Hölle zurück. Behaltet eure Panna und eure Seele, ich kann eurem Befehle nicht nachkommen, mit einem bösen Weibe kann selbst der Teufel nicht fertig werden.“

Die polnische Version ist verschieden; sie erzählt: Als Twardowski mit dem unschuldigen Kindlein im Arme auf dem Punkt war dem Teufel zu entwischen und der Böse sah, daß er seiner nicht hab-

haft werden könne, wenn er nicht etwa an die Eitelkeit des Pan's appellire; so sagte er mit schlauen Worten.

»Domine Twardowski, verbum nobile debet esse stabile.«

Diese Anrede erreichte ihren Zweck, — der Teufel selbst hatte Twardowski's Adel anerkannt; der heißeste Wunsch seines Herzens war erfüllt, er legte das Kind zurück in die Wiege und übergab sich willig dem Erbfeinde. Janko, der alte treue Diener, verließ auch jetzt seinen Herrn nicht, er klammerte sich an seine Füße, und ward in Sturmeseile mit ihm durch die Lüfte geführt. Als sie bereits so hoch über den Wolken waren, daß die Erde ihnen nicht größer erschien als eine Nußschaale, begann der Pan eine jener Hymnen an die Jungfrau Maria zu singen, deren er sich aus seiner Kindheit erinnerte. Wie aber die frommen Töne und die heiligen Namen erklangen, verlor der Teufel seine Gewalt und floh. Der Pan und Janko blieben schwebend in den Lüften, und sind verdammt dort zu bleiben, bis der Tag des Gerichtes kommt, bis Einheit und

Gerechtigkeit herrschet auf Erden, und nur ein Hirte sein wird und eine Heerde.

Pan Twardowski langweilt sich aber unbeschreiblich in seiner luftigen Verbannung; alljährlich im Herbste sendet er daher Janko zur Erde nieder, zu sehen was geschieht. Der treue Diener läßt sich, in eine Spinne verwandelt, herab auf langen Fäden, die er allüberall hinspinnt, und kehrt dann zurück zum Pan mit der Nachricht, daß noch immer der Hirten zu viele sind und der Heerden, und daß Einigkeit und Gerechtigkeit noch nirgends zu finden sei.

Die langen Fäden aber, die Janko als Spinne gesponnen hat, werden durch den Wind über Haide und Wiesenplan und Stoppelfelder geweht und sind hinieden als „Alterweibersommer“ bekannt.

Der arme Tartar.

Die Moral der Twardowski-Sage ist in der Anekdote vom armen Tartaren noch drastischer ausgedrückt, sie ist in ganz Ungarn wohlbekannt, und sprüchwörtlich geworden. Der Mann einer schönen Frau, heftiger Gemüthsart, wird allgemein ein armer Tartar genannt.

Als im XIII. Jahrhundert die Tartaren unter Batu Khan in Ungarn einfielen, und König Bela nach der verlorenen Schlacht am Sajo fliehen mußte, da bemächtigte sich Verzweiflung aller Ungarn. Viele waren auf dem Schlachtfelde gefallen, noch mehr wurden auf der Flucht hingeschlachtet. Einige suchten sich zu retten, andere warteten apathisch ihr Schicksal ab. Zu diesen

letztern gehörte ein Edelmann, der auf einem abgelegenen Gute, weit von jeder Heerstraße lebte. Er hatte schöne Heerden, einen prächtigen Stall, ein reich eingerichtetes Haus. Er war darin erst seit Kurzem mit seiner jungen Frau eingezogen, die er vor zwei Jahren geheirathet hatte. Auch ihn hatte die Nachricht von der verlorenen Hauptschlacht erreicht, bange und angstvoll sah er der Zukunft entgegen, er erschrak bei jedem Geräusch, der Schlaf floh, die Ungewißheit quälte ihn. Seit mehreren Tagen schon dauerte dieser Zustand, als plötzlich ein Tartar in den Hof sprengte, der Ungar sprang auf, eilte hinaus, trat ihm entgegen, beugte sein Haupt und sprach: „Tartar, du bist mein Herr, ich bin dein Diener, was du siehst ist dein Eigenthum, nimm was dir gelüstet, ich widersetze mich deiner Gewalt nicht, gebiete, dein Diener gehorcht dir."

Der Tartar sprang rasch vom Pferde und trat ins Haus; er warf nur einen flüchtigen Blick auf die Kostbarkeiten umher, sein Auge ward durch die Schönheit der Hausfrau gefesselt, die in geschmack-

voller Kleidung ihn eben so freundlich begrüßte, wie es ihr Mann auf dem Hofe gethan. Ohne sich zu besinnen, riß der Tartar sie rasch mit sich fort, ohne sich an ihr lautes Rufen zu kehren, schwang er sich in den Sattel und sprengte fort, die schöne Beute im Arme, ehe der Ungar die Möglichkeit hatte, sich zu besinnen. Ganz erstarrt über das Geschehene, denn seit dem ersten Erscheinen des Tartaren waren nicht zehn Minuten vergangen, eilte der Ungar rasch an das Hofthor, und als er sah, daß der Tartar auf seinem Renner schon in weiter Ferne sei, da rief er mit einem tiefen Seufzer ihm nach:

„Armer Tartar!“

Leanyvar (die Mädchenburg).

Bekanntlich hat sich der Ungar hauptsächlich in der großen Ebene angesiedelt, das Gebirge überließ er den Slawen, Wallachen und Ruthenen; nur die äußersten Ausläufer der Karpathen, das Matra-Gebirge, der Bükk und die Aegyalya, wo der kostbare Tokajer wächst, sind von Ungarn bewohnt. Viele dieser Höhen sind mit malerischen Bergruinen gekrönt; die Ungarn haben diese Schlösser in der Vorzeit gebaut, doch nach den Türkenkriegen wurden viele derselben verwüstet, die letzten auf Befehl Maria Theresia's gebrochen. Sie liebte es nicht, daß die Aristokratie durch ihre Felsenschlösser an ihre frühere unabhängige Stellung erinnert wurde; sie wollte nicht, daß die großen Besitzer inmitten ihrer

Bauern dastehen sollten gleich den alten Kastellen, die die Umgegend beherrschten und schützten; sie wollte die ungrischen Magnaten nur am Hofe sehen, mit dem Galanteriedegen statt des Schlachtschwerts an der Seite, in gestickten Kleidern, bezopft und gepudert. Es gelang ihr, die alten Rebellen wurden gezähmt und die alten Schlösser zerstört. Doch die Sagen, die sich an diese knüpfen, ließen sich aus dem Gedächtniß des Volkes nicht verwischen, denn dieses kümmert sich wenig um das Historische und erzählt von den Schlössern Begebenheiten, die sich zu den wirklichen Ereignissen verhalten so wie das Märchen zur Geschichte.

Auf einem langgestreckten Bergrücken des Bükk, im Borsoder Comitate, stehen mitten im Walde die Ruinen zweier Schlösser, welche in alten Zeiten wahrscheinlich durch eine Mauer verbunden, nur eine Burg bildeten. Man nennt sie Leanyvar, die Mädchenburg, und erzählt folgende Sage von ihr:

Einst lebte hier eine Fee, die dieses Doppelschloß erbauen ließ. Niemand wußte, woher sie gekommen war mit zwei herrlichen Kindern, die

einander ähnelten wie zwei Thautropfen. Beide waren lieblich und zart wie die Perlen des Meeres. Wenn Alma freudig den Schmetterling durch Wald und Busch zur bunten Wiese verfolgte, waren auch Mandula's Wangen mit den Farben lebhafter Freude geschmückt. Wenn Mandula mit kindlicher Neugier das Johanniswürmchen bewunderte und glaubte es sei ein Stern, der in das feuchte Gras gefallen war, so guckte auch Alma aus dem Busche hervor, mit einem Blicke so leuchtend wie der Glühwurm selbst. Die Zwillinge erschienen an ihrer Mutter Seite als zwei reizende Knospen, demselben Stamme entsprossen, welchen bereits eine entfaltete Rose schmückte.

Die Tage flossen in ungestörter Heiterkeit dahin und die beiden Kinder erwuchsen zu lieblichen Mädchen.

Als einst der Abend nach Sonnenuntergang Ruhe und Frieden athmete, und der Himmel so freundlich lächelte, als könnte er niemals durch Wolken umdunkelt werden, stand die Fee auf der Terrasse, die sich über der Schloßmauer erhob,

welche die beiden Flügel der Burg vereinte; Alma und Mandula saßen zu ihren Füßen, Kränze von Epheu windend, um damit die geliebte Mutter zu krönen. Sie sah traurig auf beide herab, ihre Augen waren thränenschwer, ein tiefer Seufzer entstieg ihrem Busen. Die Töchter blickten empor, Angst erfüllte ihr Herz; sie standen auf und umschlangen die Mutter; diese drückte sie an ihr Herz; sie küßten sich; die Schwestern fühlten heiße Tropfen auf ihren Wangen glühen, die Mutter weinte.

Mutter, Mutter was ist geschehen? rief Mandula und fiel nieder auf die Knie. Es war das erste Mal, daß sie wahren Schmerz empfand. Die Fee hob sie zu sich, nahm die Hände beider Mädchen in ihre eigenen und nach peinlichem Schweigen sagte sie mit zitternder Stimme:

„Kinder wir müssen scheiden. Die Königin der Feeen befiehlt, ich muß gehorchen. Wenige Augenblicke sind uns noch gewährt. Wir dürfen uns nicht überwältigendem Schmerze hingeben, damit ich euch wenigstens mit meinem Rathe und meinem Segen auch Beweise mütterlicher Sorgfalt hinter-

lassen könne. Ich habe versucht eure Zukunft zu schirmen, aber euer Schicksal liegt in euren eigenen Händen. Ihr selbst werdet stets darüber selbst entscheiden. Jedes menschliche Wesen bestimmt sein Geschick durch seine Thaten, sein freier Willen wird durch keine andere Macht gehemmt. — Ich gebe euch aber diese zwei goldenen Aepfel: an diese ist eure Jugend, eure Schönheit, euer Glück gebunden; doch eure Sorge muß es sein, die edlen Früchte zu bewahren, ich habe keine Macht, dies für euch zu thun; denn Weisheit und Vorsicht kann nicht erkauft, sie muß erworben werden; meine Bitten mögen euch aber warnen, wenn sie gleich euch nicht sichern können. Hütet euch vor Leidenschaften, sie entzünden im Busen ein verzehrendes Feuer, das die edelsten Schätze des Herzens schmelzt, und diese enteilen dann leicht mit den luftigen Gebilden der Einbildungskraft sich verflüchtigend. Wenn dann die Flamme der Leidenschaft erlischt, bleibt ihr verarmt, ohne Liebe, ohne Mitgefühl, mit ausgebranntem Busen. Hütet euch daher, Kinder und laßt euch niemals, nicht durch Gedanken, nicht durch Gefühle einander

entfremdet werden; denn nur dann werdet ihr in unverwelklicher Jugend prangen, wie der Glanz der goldenen Aepfel, an die euer Dasein geknüpft ist. Die kostbaren Früchte sind die Symbole eures Lebens; nur so lange sie unverletzt bleiben, währt eure Jugend, eure Gesundheit, euer Dasein. Bewahrt diese letzten Gaben sorgfältig und gedenkt meiner Bitten, meiner Warnungen." Mit diesen Worten verschwand sie.

Die Mädchen waren betäubt von Schmerz. Ihr Glück war bisher so vollkommen gewesen, daß sie nie an die Möglichkeit gedacht hatten, es könne anders werden. Nun hatte sie unnennbares Leid getroffen; sie fühlten sich verlassen und elend, ihr Bewußtsein verließ sie.

Stunden verflossen. Die Strahlen der Sonne erwärmten die Natur, aber erheiterten nicht das Gemüth der Schwestern, der eisige Hauch des Unglücks hatte zum ersten Mal ihre jungen Herzen berührt. Ihre Sinne konnten sich kaum von der Wirklichkeit des Verlustes überzeugen. Dennoch war es so — die Mutter kam nicht mehr zurück. Sie

knieten in unaussprechlicher Trauer versunken an der Stelle nieder, wo sie sie zuletzt gesehen; die goldenen Aepfel lagen an ihrer Seite und gossen hellen Glanz auf die Blüthen rings umher.

Der rasche Pulsschlag der Jugend, der dem Leiden in die Länge widerstrebt, löste bald den Schmerz in Thränen auf. Mandula sank in Alma's Arme, sie hielten sich einander in herzinniger Umarmung umschlungen. Ihre Herzen waren bewegt, sie litten, aber die Thränen gaben Erleichterung. Die Thränen versiegten auch, und sie gewöhnten sich nach und nach an ihre neue Lage. Sie erriethen gegenseitig ihre Empfindungen, sie theilten einander jeden Gedanken mit, sie wiederholten jedes Wort der Mutter. Ihre Augen weilten auf den Gaben, die sie hinterlassen hatte, sie drückten sie an ihre Lippen, und betrachteten sie mit Wehmuth und Dankbarkeit. Kaum gedenkend des geheimnißvollen Werthes des theuren Vermächtnisses, war dieses für sie nur das letzte Pfand mütterlicher Fürsorge.

Alma zog nun in den rechten Flügel des Schlosses, Mandula bewohnte den linken; doch war es nur,

um sich wieder zur Schwester zu begeben. Beide trauerten und freuten sich in Gemeinschaft, und fühlten bald, daß vereintes Leid, Trost erzeuge, vereintes Streben, Freude gewähre. Keine der Schwestern war vergnügt, wenn sie allein war, sie kannten keine Wonne, die nicht für beide zugleich erblühte. Alma pflegte Mandula's Blumen, Mandula pflückte die duftendsten Blüthen von Alma's Garten, um mit diesen die geliebte Schwester zu schmücken. Sie koseten mit einander wie die Turteltäubchen auf den Zinnen der Burg, und das weiße Reh, das sie gemeinschaftlich fütterten, wußte es gar nicht ob es Alma's oder Mandula's Hand sei, die ihm Gras und Zucker darbot. Ihr Lieblingsvergnügen blieb jedoch, die goldenen Aepfel zu bewundern, sich in deren Glanze zu spiegeln, und sie miteinander zu vergleichen, um zu entscheiden, welcher von beiden deutlicher ihre lächelnden Mienen zurückstrahlte. Sie wiegten die kostbaren Früchte auf ihren rosigen Fingerspitzen, verwechselten sie und tauschten sie wieder aus, um zu sehen, ob sie sie wohl auch unterscheiden könnten. Dieser Zeitvertreib wieder-

holte sich so oft, daß die Schwestern es selbst nicht mehr recht wußten, welcher der Aepfel Alma's welcher Mandula's sei. Aber was kümmerte sie dies? Sah denn Alma nicht mit ihrer Schwester Auge? Erfreute sich Mandula nicht mit dem Lächeln Alma's, die sie inniger liebte als sich selbst. Sie beschlossen zuletzt ihre Talismane gegenseitig auszutauschen; ihr Schicksal, so dachten sie, könne doch immer nur ein und dasselbe sein; wie könnte jemals die eine ohne die andere glücklich sein? Und jede glaubte ihren Schatz sicherer unter der Schwester Verwahrung als unter der eigenen.

Tage, Wochen, Monate schwanden in frohen Träumen unwandelbaren Zusammenlebens. Eines Abends saßen die Schwestern am Fenster, als der Hufschlag eines Pferdes im Hofraume ertönte. Es war ein schmucker Jägersmann, der sich verirrt hatte als er ein weißes Reh verfolgte, das ihn bis in das Doppelschloß lockte. Die Mädchen empfingen ihn mit freundlicher Gastlichkeit und luden ihn ein, im Schlosse auszuruhen. Er nahm es dankbar an, doch nahte ihm kein erquickender Schlaf im seiden-

umhangenen Himmelbette, so oft er auch seine Augen schloß, schwebten zwei holde Gestalten vor seiner Seele, er sehnte sich sie zu betrachten; doch sogleich verschmolzen die zarten Züge in dem blendenden Lichte eines fernen Sternes, von welchem zwei Meteore herniederschossen, und in Pfeile verwandelt, sein lautpochendes Herz trafen.

Er erwachte plötzlich, doch schloß er schnell wieder die Augen um des anziehenden Traumgebildes sich zu erfreuen, das ihn umgaukelt hatte. Als er am nächsten Morgen die Zwillingsschwestern wiedersah, glaubte er seinen Traum erneuert. Beide erschienen herrlich wie der Morgenstern, beide begegneten dem Blick des jungen Mannes mit demselben Erröthen. Und als er Abschied nahm, schlugen beide die Augen nieder und lispelten: „Kommt wieder."

Als er sich entfernt hatte, zog sich jede der Schwestern in ihr Gemach zurück, und wenn sie sich zum gewohnten Spaziergange vereinten, sprachen sie von ihren Blumen, von ihren Tauben, von ihrem Reh, aber niemals von ihm, dessen Bild in beider Herzen lebte.

Er kam wieder und jedes Mal wenn er ging, fühlten sich die Schwestern einander mehr entfremdet. Alma war unzufrieden mit Mandula; Mandula fühlte sich eingeschüchtert durch den Ernst der Schwester, deren Blicke, deren Bewegungen Mißtrauen und Mißvergnügen verriethen. Mandula suchte die Einsamkeit, halb unbewußt ihrer Empfindungen, scheute sie jede Erklärung.

An einem schwülen Nachmittag stiegen schwere Wolken am Himmel auf und drohten mit heftigen Regengüssen. Mandula stand an einem duftenden Rosenstrauch die schönsten Blüthen in einem Strauße zusammenfassend. Alma sah von der Veranda zu.

„Warum beraubst du den Garten seiner lieblichsten Zierde?“ rief sie der Schwester mit vorwurfsvollem Tone zu.

„Der heftige Regen wird die Blüthen alle zerstören; ist es nicht besser, daß sie erhalten werden?“ antwortete Mandula, mit ihren Rosen in das Haus tretend.

„Nein, nein, mein Kopf schmerzt, ich kann den starken Duft nicht ertragen,“ entgegnete Alma ungeduldig.

„Bist du leidend?“ — frug die Schwester — „deine Wangen glühen — und nun bist du wieder blaß; was fehlt dir theure Schwester?“

„Kümmert dich das wirklich? Mein Aussehen ist doch wechselnd und häßlich wie du sagst, — finden dies nicht auch andere? Haben sie es dir nicht gesagt?“

Mandula fühlte, daß die Schwester verletzt sei; sie sehnte sich ihre Arme um sie zu schlingen und den Unmuth von ihren Lippen weg zu küssen; doch es nahten Schritte, die Thüre ward geöffnet und der Jäger erschien.

Beide Schwestern bewillkommneten ihn herzlich. Mandula bot ihm eine der Rosen aus ihrem Strauße.

„Welch süßer Willkomm!“ rief er freudig aus.

Alma hörte nicht mehr, sie verließ das Zimmer und schlug die Thüre heftig hinter sich zu. Mandula war betroffen, — der Fremde entschuldigte sich hastig, erwähnte das Gewitter, das im Anzuge sei, und ihn aus dem Walde in das gastliche Schloß

geführt habe. Doch Mandula folgte der Schwester, die Thüre Alma's war aber verschlossen.

Mandula ging nun auf ihr einsames Schloß, ihre Thränen flossen; sie sehnte sich ihre Alma zu versöhnen, sie wünschte den Einlaß zur Schwester zu erzwingen und um Verzeihung zu flehen, sie wußte selbst nicht für welche Beleidigung. Was konnte sie auch sagen? Was konnte sie versprechen? Sie verbarg ihr Gesicht in ihre Hände und flehte zum Andenken der Mutter um Milderung ihrer überwältigenden Empfindungen.

Alma ging mit erbittertem Herzen in ihrem Zimmer heftig auf und ab. Sie malte das vermeinte Unrecht der Schwester mit den grellsten Zügen ihrer Einbildungskraft aus, sie blickte herausfordernd um sich, ihr Auge fiel auf den goldenen Apfel, der in der Wandnische auf einem rothen Kissen lag, auf dem Mandula's Name mit ihrem eigenen verschlungen, von der Schwester Hand gestickt war. Diese Gabe, einst so theuer, erschien ihr nun ein Hohn. Kalt wie die Marmorwand, welche das anvertraute Pfand umgab, ergriff sie

nun den Apfel, und preßte ihn in ihren Händen als wollte sie ihn zermalmen, dann legte sie ihn wieder zurück in die Nische. Mit gekreuzten Armen starrte sie ihn schweigend wieder an. Nach einer kurzen Pause ergriff sie die goldene Frucht, wankte zum Balkone, schleuderte den Apfel hinunter auf den Boden, wo er in tausend Splitter zerschellte — und stürzte sich selbst in den Hof hinab. —

Doch kaum hatte sie den Boden berührt, als sie darin festwurzelte, ihre Arme wurden zu Zweigen — sie war in einen Apfelbaum verwandelt. — Der Apfel den sie hinabgeschleudert hatte, es war der eigene gewesen, nicht jener der Schwester, deren Schicksal sie in ihrer Macht wähnte. Die goldenen Früchte waren so oft verwechselt worden, daß Alma ihre eigene behalten hatte, während sie glaubte die Mandula's zu besitzen.

Sie sah die Schwester vorgezogen von dem Manne, dessen Bild auch ihr Herz barg; sie wollte nicht länger leben, aber die beglückte Nebenbuhlerin sollte auch mit ihr vernichtet werden. Mandula's Apfel wollte sie zerschmettern, sie zerstörte den

eigenen und ihr eigenes Dasein — ihr Schicksal war vollendet.

Jahre flossen dahin und fanden den jungen Jäger vereinigt mit Mandula. Das glückliche Paar saß oft im Schloßhof im Schatten des blühenden Apfelbaumes, glücklich inmitten ihrer Kinder, doch das Schicksal der Schwester tief betrauernd; und Mandula's Thränen bethauten die Blüthen, die der Hauch der Abendlüfte verstreute.

Jahrhunderte sind seitdem vergangen, und das Vieh graset auf den Höhen des Bükk an der Ruine der Mädchenburg. Die Hirten bewundern jährlich im Schloßhof die Blüthenpracht des Apfelbaumes, der noch nie Früchte getragen hat, und erklären diese Erscheinung durch die Sage von den Feenkindern.

Das Haar des Waisenmädchens.

Vor der letzten Revolution in Ungarn pflegte bei Comitatswahlen jeder Kandidat sich eine Farbe für seine Fahnen zu wählen und das Parteizeichen, das am Hute getragen ward, eine Rose oder einen grünen Zweig, eine Hahnen- oder Straußfeder. Das schönste dieser Zeichen war das Federgras, das von weitem dem Schweife des Paradiesvogels gleicht, selbst getrocknet behält es die zarteste Empfindlichkeit für jeden Witterungswechsel, seine federartigen Fibern entfalten sich im Sonnenschein und ziehen sich in der Feuchte zusammen. In Ungarn wird diese Pflanze das Haar des Waisenmädchens genannt, und folgende Mythe erklärt seine Entstehung:

Ein liebenswürdiges Fräulein vermählte sich einem reichen Gutsherrn. Sie war in Freundschaft mit Helenen der Feenkönigin verbunden, die das erste Kind der jungen Frau, ein gar liebliches Mägdelein, zur Taufe hielt. Die Mutter starb bald nach der Geburt der Kleinen, ihr letzter Trost war das Versprechen der Fee, die verwaiste Ilka *) — so war sie nach der Taufmutter genannt — nie zu verlassen.

Der Vater betrauerte tief den Verlust seiner Frau und gab das Kindchen zu einer Amme. Ein ganzes Jahr verging in Trauer für ihn, doch allmälig hatte er seinen Kummer beschwichtigt und suchte nun wieder die Gesellschaft seiner Freunde, die es ihm so oft wiederholten, es sei nicht gut, daß der Mensch allein sei, daß er sich endlich entschloß, nochmals zu heirathen. Seine Wahl fiel auf eine stattliche Wittwe, deren Witz und Scharfblick ihn entzückten; doch er ward bald nach der Hochzeit gewahr, daß sie die Kunst des Regierens

*) Ilka ist die ungrische Abkürzung von Ilona (Helene).

wohl verstehe, und da er dem Hausfrieden gerne jedes Opfer brachte, überließ er ihr ohne Widerrede alles, was sie als ihr Reich bezeichnete: nämlich die unverantwortliche Verfügung über den Haushalt, den Gemahl nebst seinen Gütern mit einbegriffen.

Die Dame hatte zwei Töchter erster Ehe und wollte nicht durch die Erziehung einer dritten ihre Zeit verlieren, die kaum für die Ansprüche des Hausregiments genügte; Ilka blieb daher ihrer Amme anvertraut. Es war eine gute Bäuerin, die mehr Arbeit als Brod hatte, doch deren Liebe für die Waise nicht geringer war als für ihr eigenes Töchterchen, an dessen Grab sie oft betete und weinte.

Das Pflegekind erblühte auf dem Felde und auf den Wiesen. Dort lief sie umher und athmete die freien Lüfte, die ihr reiches Haar umspielten, golden an Farbe wie die Strahlen der Sonne. Ihr Vater besuchte sie selten; doch wenn er kam, fand er sie stets schöner und klüger. Sie wußte alle Kräuter zu nennen, sie kannte deren verschiedene Wirkungen, und nicht nur daß sie beim Flachsbrechen und

Hecheln mit half, sie hatte auch spinnen gelernt wie eine große Person, und der Faden an ihrem Spinnrade war der gleichste im ganzen Dorfe. Und obgleich sie weder Arbeit, noch Wind und Wetter scheute, so blieb sie dennoch, wie die Pflegemutter es oft wiederholte, ein Fräulein vom Scheitel bis zur Zehe, mit Händchen so zart und weich, als wenn sie nur zum Ansehen und Küssen geschaffen wären. Wenn ihr Vater fragte, wer ihr denn all' ihre Weisheit lehrte, so sagte sie: „Meine Taufmutter; ihr wiederhole ich die Lieder, die mir die Vöglein auf dem Felde singen; ihr erzähle ich, was ich den ganzen Tag thue, und sie lächelt dann und spricht von meiner theuern Mutter, die vom Himmel auf mich herabblickt und sich freut, wenn ich gut bin, und mich segnet und für mich betet."

Der Vater trocknete eine Thräne in seinem Auge und legte seine Hand auf das Haupt des Kindes. Als er nach Hause kam, sagte er zu seiner Frau: „Theure Seele, Ilka wächst auf, du mußt sie bald nach Hause nehmen." — „Ja, ja," war die Antwort, „wenn unsere Töchter nur erst herangewachsen

sind. Jetzt würde der Wildfang zu lärmend sein, sie würde ihre Schwestern in ihren Studien stören und ihre Nerven zu stark angreifen."

Der Schein trügt häufig, und die Menschen ändern sich; obgleich die Töchter rund und frisch aussahen wie die kräftigen Bauermädchen im Orte, müssen sie lange genug schwächlich gewesen sein; denn Jahre kamen und gingen, und die Waise war noch immer bei der Pflegemutter.

Warum durfte sie nicht immer bei ihr bleiben? — so dachte sie, als endlich die Stiefmutter im Dorfe anlangte und ihr befahl, das rothe Röcklein, das bunte Mieder und die purpurnen Stiefelchen abzulegen und sie mit glanzlosen Schuhen, dunkelgrauem Kleide und schwarzer Schürze zu vertauschen, vor allem aber ihr reiches Haar unter einer enganliegenden Haube zu bergen. „Ach, hätte sie nur immer bei ihrer guten Pflegemutter bleiben dürfen!" Dieser Wunsch wurde nur zu oft in ihrem Herzen laut, wenn strenge Blicke und unfreundliche Worte ihr im Vaterhause begegneten. Wie immer sie sich auch bemühte, sie ward doch stets un-

geschickt genannt, und sie strebte doch so aufrichtig, alles der Mutter und den Schwestern recht zu machen. Es wurde ihr aber so oft wiederholt, sie sei ein dummes Kind, daß sie es am Ende selbst glaubte und viele Thränen über ihre Unwissenheit und Ungeschicklichkeit vergoß; dann wurde sie aber ein verweintes Püppchen gescholten. Die Stiefmutter that dies um so öfter, als ihr die Schönheit der Stieftochter ein Dorn im Auge war, die jetzt in der Fülle jugendlicher Anmuth sich entfaltete. Und wenn des Vaters Blick mit Wohlgefallen auf der Waisen ruhte, so unterließ seine Gemahlin nicht zu mahnen: „Mache sie nicht eitel; du weißt, ihre Mutter hinterließ ihr keinen Kreuzer. Du weißt es auch, daß deine Güter verschuldet waren, als ich ins Haus kam; ich habe mein ganzes Vermögen dazu verwendet, diese in guten Stand zu setzen, und meine Investitionen belaufen sich nun höher als der Werth der Güter selbst, diese müssen daher, dem Gesetz zufolge, meinen Töchtern zufallen. Für Ilka können wir leider nichts thun.“ Der Vater seufzte dann laut, ließ anspannen, fuhr

nach irgend einem entlegenen Meierhof und kehrte erst Abends zurück.

Die kleine Ilka war zu einem herrlichen Fräulein erwachsen und fesselte die Aufmerksamkeit aller die sie sahen. Die Frau des Hauses fand das vollkommen überflüssig und übergab ihr daher die Besorgung aller häuslichen Geschäfte, damit wenn Gäste im Hause waren, sie in Küche und Keller vollauf beschäftigt sei. Und wenn die Schwestern zum Ball fuhren, mußte sie beim Anzug behülflich sein und während der Abwesenheit der Familie das Haus sorgfältig hüten. Dann saß sie oft in ihrem einsamen Zimmer und dachte darüber nach, was wohl ein Ball sei, und stellte sich vor, es müsse wohl die Verwirklichung eines jener glänzenden Märchen sein, die ihre Taufmutter ihr einst erzählt hatte. Die theure Taufmutter! Die liebliche Frau mit dem holden Lächeln und dem wohlwollenden Blicke! Ilka begann zu weinen bei der Erinnerung an sie, die ihr niemals mehr erschienen war seit ihrer Rückkehr in das väterliche Haus, wo sie sich doch viel mehr verwaist fühlte als bei der guten

Pflegemutter. Von der guten Bäuerin hatte sie ja nie ein rauhes Wort gehört und sie begrüßte sie noch jetzt als ihr „Herzkäferchen", ein Ausdruck, den die Stiefmutter als unehrerbietig höchlich tadelte und ihr ein für alle Mal verbot.

Ilka war so sehr von ihren Gedanken befangen, daß sie kaum das Herannahen eines wohlbekannten Schrittes vernahm. Die Pflegemutter hatte die Damen fortfahren sehen, und da sie wußte, daß auch der Herr bei der Comitats-Congregation sei und Ilka ganz allein zu Hause geblieben war, sehnte sie sich, ein wenig mit ihrem Herzkäferchen zu plaudern, deshalb endete sie schnell ihre Arbeit, und obschon es dabei spät geworden war, kam sie dennoch herauf ins Schloß, um zu erzählen, daß sie heute auf dem Markte in der Stadt gewesen, um ihre Hühner zu verkaufen, und daß niemand von etwas anderem als von dem großen Feste gesprochen habe, das bei Hof vorbereitet werde, zu dem alle Damen des ganzen Reiches geladen seien; denn der alte König habe seine Krone dem Prinzen übergeben, der nun heirathen solle. Er aber war

gesonnen, keiner als der schönsten der Mädchen seine Hand zu reichen, und habe daher alle Damen des ganzen Reiches zum Hoffeste beschieden. „Ich habe — sagte die gute Frau — wie ich das hörte, gleich an mein Herzkäferchen gedacht, an das schönste Kind unter der Sonne."

„Nur in deinen Augen, theure Seele," entgegnete Ilka. „Ich bin nicht schön, dies sagt meine Stiefmutter stets, der Vater widerspricht ihr nicht, und du weißt doch, daß er immer gütig für mich ist und mich wirklich liebt. Gewiß, ich bin nicht schön, denn niemand kümmert sich um mich, dir allein gefalle ich, theure Seele, sonst niemanden."

Die gesprächige Frau versicherte aber das Gegentheil mit so vieler Beredsamkeit und so inniger Ueberzeugung, daß die Waise sich etwas ermuthigt fühlte und selbst leise Hoffnung nährte, vielleicht doch auch das Fest mit ansehen zu dürfen, bei dem alle Mädchen des Landes erscheinen würden. — Die Pflegemutter verließ sie jetzt und versprach, bald wieder zu kommen; Ilka küßte sie zum Abschied,

begab sich bald zur Ruhe und schlief ein, halb lächelnd, halb weinend. Sie erwachte bei dem ersten Morgenschimmer, zog sich hastig an und war besorgt, daß sie zu spät aufgestanden sei. Zwar war noch alles im Hause stille, — aber es sollte Brod gebacken werden, sie lief daher die Treppe hinunter und rief laut: „Josi, Josi!" Der Zigeunerknabe schlief noch unter der Einfahrt, Ilka klopfte ihm sanft auf die Schulter und wiederholte: „Josi!" — Der Junge öffnete die Augen — nicht ohne sie stark zu reiben — und sprang auf, da er seine junge Gebieterin erblickte, die ihm befahl, Feuer im Backofen zu machen. Sie ging geschäftig im Hause umher, weckte das Gesinde, theilte allen das Frühstück aus, der Hühner und der Hunde nicht vergessend. Die Sonne ging dabei so hell auf und der herannahende Frühling athmete so süß, daß Ilka sich ganz glücklich fühlte und nicht erschrak, wie es zuweilen geschah, als sie den Wagen in den Hof rollen hörte, in dem Mutter und Schwestern vom Ball zurückkehrten; sie waren müde und verstimmt, fragten, ob das Frühstück schon bereit sei

und schmählten Ilka, weil es nicht schon in den Speisesaal hinaufgetragen war. Der frohe Traum war verscheucht; die arme Waise fügte sich schweigend ihren Launen, horchte aber ihrem Gespräche neugieriger zu als sonst. Die große Neuigkeit vom Hoffeste wurde natürlich unter den Damen besprochen, sie veranlaßte ja überall beispiellose Aufregung. Mütter und Töchter suchten alle Toilettenkünste hervor und spendeten langjährige Ersparnisse an die Modehändlerinnen, um in vollem Glanze erscheinen zu können. Sie strömten in die Hauptstadt, belagerten die Putzmacherinnen, die Schneider und Friseurs, und alle Künstler, die auf Geschmack und Eleganz Anspruch hatten. Erbgüter wurden verpfändet, Silber und Kostbarkeiten verkauft, um prachtvolleres Geschmeide und Kleiderschmuck anzuschaffen. Wie konnte auch jetzt irgend etwas zu theuer sein, wo eine Krone zu gewinnen war? So dachte auch die Stiefmutter Ilka's und handelte in diesem Sinne. Kleider von Goldbrocat und gesticktem Sammet, und köstliche Brüsseler Spitzen, und Kränze von Juwelen wurden an-

geschafft; Boten wurden zur Stadt gesandt, sie kamen und gingen, denn immer war noch neuer Schmuck zu besorgen; aber niemand dachte an Ilka, niemand brachte ein Geschenk für sie, die nicht den Muth hatte zu fragen, ob sie auch jetzt zu Hause gelassen würde. Und warum sollte sie auch fragen? Wußte sie es denn nicht, daß sie eine arme Waise sei? Was sollte sie bei Hofe suchen? Sie hatte ja keine Mutter, sie liebend zu schmücken und sie freundlich zu begleiten. Wie sollte sie, die Verlassene, zum Feste? Nein, nein, sie wollte lieber zu Hause bleiben, als sich in die goldenen Hallen zu drängen, wo alles schimmerte, alles lächelte, aber kein Auge sie herzlich anblicken würde.

Solchen Trost sprach sich das Mädchen zu, und als der Vater zu ihr sprach: „Mein Kind, ich würde dich gerne mit zum Feste nehmen, doch du bist noch sehr jung; es ist besser für dich nicht in die Welt zu gehen,“ da küßte sie seine Hand, und konnte sich kaum Rechenschaft geben, warum sie dabei seufzte.

Sie nähte und packte, hörte den Wagen vor-

fahren und begleitete die Familie hinab. Sie stiegen ein und reisten mit stattlicherem Gefolge an Pferden und Dienern ab, als Ilka je in ihrem Leben erblickt hätte. Vom Thor aus schaute sie dem Zuge nach, bis der letzte Reiter um die Ecke des Hügels gebogen hatte; dann ging sie zurück in den Hof und schmeichelte dem bellenden Kettenhund, der mit dem Schweif wedelte und ihre kleine runde Hand leckte. Sie fühlte sich einsam, sie war traurig, sie hätte weinen mögen, sie wußte nicht warum? Sie ging auf ihr Zimmer und nahm die Legenden der Heiligen zur Hand. Doch die Buchstaben beschäftigten nur ihr Auge, nicht ihr Gemüth; sie konnte nicht lesen, sie konnte nicht denken, ihr Buch fiel zur Erde, sie barg ihr Gesicht in den Händen und weinte bitterlich. Plötzlich drang der Ton einer Silberstimme zu ihrem Herzen, ohne daß das Oeffnen der Thüre oder Schritte im Vorhaus das Nahen eines Fremden verkündet hätten, eine herrliche Frau stand vor ihr, es war ihre geliebte Taufmutter. Ilka lag in ihren Armen und die Fee streichelte liebkosend das goldene Haar des Mädchens und

sprach: „Mein Täubchen komm, ich will dich zum Feste schmücken.“ Ehe noch Ilka sich in ihrer freudigen Ueberraschung fassen konnte, war sie festlich geschmückt, und saß in einem prachtvollen Wagen mit sechs makellosen Schimmeln bespannt.

Bei Hofe drängten sich die Ankommenden in lautem Gewühl, die glänzenden Hallen konnten kaum die Menge von Gästen fassen, die von allen Gegenden herbeiströmten. Die Marmorwände prangten mit Kränzen von frischen Blumen; doch konnten die prachtvollsten Blüthen an Schönheit nicht mit den Frauen Ungarns wetteifern, deren lebhafte Farben und leuchtende Augen, mehr noch als der Reichthum ihrer Kleidung, die herrliche Fülle des Ostens wiederstrahlte. Sie standen umher in dichten Gruppen, von jungen Herren umgeben, die um so mehr nach den Blicken der Holden haschten, als sie wohl wußten wie bald aller Augen ausschließlich durch den jungen König gefesselt sein würden. Mit gespannter Erwartung und pochendem Herzen wurden die Augenblicke gezählt bis zur Stunde, für die sein Erscheinen festgesetzt war. Schmetternde Fan-

faren verkündeten endlich sein Nahen, er trat in den Saal. Die edlen Züge seines Antlitzes, gepaart mit dem Ausdruck freundlicher Güte, prägten sich tief in manches Herz und manches Fräulein folgte schweigsamer als gewöhnlich ihrem artigen Kavalier, ehe sie ihre hochfahrenden Pläne für einen Augenblick im Gewühle des wirbelnden Tanzes vergaß. Doch alle Paare traten ehrfurchtsvoll und erstaunt zurück, als der junge König eine Dame zum Tanze führte, deren Lieblichkeit selbst der Neid anerkennen mußte. Ihr Angesicht lächelte hold, unbewußt der eigenen Schönheit, in kindlicher Anmuth, und doch waren ihre Bewegungen eben so sicher und königlich, wie sie reizend waren. Das goldene Wellenhaar, das aus der Silberwolke des Schleiers hervorschimmerte, der ihren Nacken umwallte, war in einem Diadem von Locken auf dem Scheitel zusammengefaßt und verklärte ihre Züge wie eine Glorie. Ein Sammtmieder mit Perlen geschnürt, umschloß die schlanke Gestalt und das mit Edelsteinen gestickte Schürzchen deckte zum Theil den Atlasrock, der mit Diamanten-Blüthen übersäet war.

Jedes weibliche Auge war durch den Glanz des Anzuges geblendet, und jedes männliche bezaubert durch die Anmuth und Schönheit der Fremden; niemand konnte bestreiten, daß sie die Königin des Festes sei; ihr ward die Krone einstimmig zuerkannt. Der König hatte sie, seit ihrem Eintritt in den Saal, nicht einen Augenblick verlassen, er blieb an ihrer Seite, als seine Gäste schon mehr als einmal Tänzerinnen gewechselt hatten. Die Musik hatte aufgehört und die Herren geleiteten die Damen in den anstoßenden Saal, wo sich die Paare trennten, und er war noch immer im Gespräch mit ihr vertieft. Doch der alte König nahte jetzt und wechselte einige Worte mit seinem Sohn, und als dieser sich wieder nach seiner Tänzerin umsah, war sie verschwunden — niemand wußte es wohin. — Die Musik erscholl, der Tanz begann von neuem; aber der junge König nahm keinen Theil mehr daran, denn mit der schönen Fremden war ja jede Freude für ihn entwichen. Er forschte nach ihr, doch vergebens.

Als die Stiefmutter mit ihren Töchtern am Morgen nach Hause kam, fanden sie Ilka wie ge=

wöhnlich mit dem Haushalt beschäftigt. Sie erkundigte sich um das Fest; die Schwestern sprachen von nichts als von der unbekannten Dame, die augenscheinlich den Herrscher bezaubert hatte. Kein Wunder, meinten sie, daß sie bei solchem Aufwande von Schmuck gut aussah; wer so viel auf seinen Putz verschwenden könnte, müßte ja die allgemeine Aufmerksamkeit fesseln. Dabei besprachen sie kritisch jeden Zug, jede Bewegung der Fremden, und kamen endlich zu dem Schlusse, daß sie doch nur eine beauté du diable sei.

Ilka horchte dem Gespräch und dachte: sie hätten im Grunde so unrecht nicht; der Putz veränderte mich in der That so sehr, daß selbst die Stiefmutter die unscheinbare Ilka in dem prachtvollen Gewande nicht erkannte. Aber sie lächelte dennoch freundlicher als sonst, obgleich sie ihr Geheimniß nicht verrieth; ihre Taufmutter hatte ihr ja tiefes Schweigen geboten. Doch es war nicht das Verbot allein, was ihre Zunge band, eine neue Welt hatte sich ihrem Herzen erschlossen, seitdem der Blick der Liebe ihr geleuchtet hatte. Es war ihr nun, als sei sie

nicht mehr einsam, nicht mehr verlassen; sie dünkte sich reicher, allein mit der theueren Erinnerung, als sie es inmitten der Pracht gewesen, die sie jüngst umgeben hatte.

Seitdem das Mädchen mit dem Goldhaar verschwunden war, sann der junge König Tag und Nacht, wie er sie auffinden könne, die ihm beständig in der herrlichen Glorie vorschwebte, durch die die Natur sie als Königin bezeichnet hatte. „Ihr gebührt der Thron, so dachte der König, und ich selbst besitze ihn erst dann rechtmäßig, wenn sie ihn mit mir theilt.“ Darum sandte er Herolde aus nach allen Seiten, die unter Trompetenklang es verkündeten: „daß der Himmel die rechtmäßige Königin durch ihr goldenes Haar bezeichnet habe; das Mädchen, das damit geschmückt ist, möge daher erscheinen, um daß ihr König sie zum Altar führe. Wer immer ihren Aufenthalt entdeckt, soll sich hohen Lohnes erfreuen.“

Die Stiefmutter hatte längst ihre eigenen Pläne gehabt, sie hatte nicht ohne Grund der Waise geboten, niemals ohne Haube zu erscheinen, sie hatte

seit jeher mit Wohlbedacht die wunderbare Schönheit des Haarschmuckes verhüllen lassen, stets vermuthend, daß ein geheimer Zauber damit verbunden sei. Da nun das goldene Haar als untrügliches Zeichen der Hoheit genannt wurde, entschloß sich die praktische Frau allsogleich, dasselbe ihrer eigenen Tochter zuzueignen, um sie des Thrones theilhaftig zu machen. Mit dieser Absicht stand sie vom Bette auf, als bereits alles im Hause im tiefen Schlafe lag, und trat in die Kammer der Waise, und mit langer Scheere schnitt sie behutsam die herabwallenden Goldflechten vom Haupte Ilka's, die den süßen Schlaf des Kindes schlief, nicht erwachend bis der Hahn krähte. Sie öffnete nun die Augen setzte sich auf in ihrem Bette, schüttelte ihr Köpfchen, und fuhr mit der Hand zur Stirne, um gewohnterweise ihr dichtes Haar zurückzustreichen. Doch wie erschrak sie als sie entdeckte, das goldene Haar, ihr einziger Schmuck, sei ihr entwendet worden! Sie sprang bestürzt von ihrem Lager, — Wer konnte sie so grausam beraubt haben? Wohl niemand als die Stiefmutter, denn nur ihr war es möglich

unbeachtet hereinzukommen, sie allein hatte den Schlüssel vom Gang, der nach dem Zimmer führte wo Ilka schlief. Schwere Thränen perlten über die Wangen der Waise, und sie seufzte tief: „Wenn es meine theure Taufmutter wüßte."

Kaum hatte diese Erinnerung ihr Herz durchbebt, als die Fee vor ihr stand und liebevolle Küsse auf die Stirne ihres Lieblings drückte; sie streichelte ihren Kopf und unter dem weichen Drucke ihrer Hand begann das Goldhaar wunderbar wieder zu wachsen, und floß reich herab vom Haupte der Waise und hüllte sie ein, bis an die Füße. Ilka fiel auf die Knie nieder, doch die Königin der Feen war verschwunden. Die Waise herzte und küßte ihre wiedergewonnenen Locken, und barg sie sorgsamer als je unter der dunklen Haube, damit ihr ja niemand mehr die Gabe der theuren Taufmutter entrisse, das Kleinod, das sein Auge gefesselt hatte.

Während dessen war die Stiefmutter mit ihrer ältesten Tochter eingeschlossen, und wohlbewandert in allen Toilettkünsten schor sie das Haupt des Mädchens kahl und schmückte es dann so geschickt

mit dem Haar der Waise, daß es vollkommen das eigene schien. Dem Erstaunen der Leute über diese vortheilhafte Veränderung der jungen Dame, begegnete sie mit der Fabel, daß sie eine Salbe erfunden habe, die das Haar in Gold verwandelte.

Die strahlenden Locken der erborgten Haare verbreiteten glanzvolle Schönheit über das Antlitz des Mädchens das freudig der ehrgeizigen Mutter nach Hofe folgte. Das Auge des Königs war in Freude verklärt, als er hörte das Mädchen mit dem Goldhaar nahe; doch er erblaßte, als er sie erblickte, so unähnlich dem Bilde, das in seinem Herzen thronte. Oder war vielleicht jener Engel blos einmal vom Himmel herniedergekommen, um zu offenbaren an welchem Zeichen die königliche Frau erkannt werden solle? Er fühlte, er könne diese Braut nicht lieben, und doch fesselte ihn eine unnennbare Sehnsucht an ihr Haar, und er bestimmte rasch den Tag zur fürstlichen Vermählung.

Als dieser gekommen war, bewegte sich der prachtvolle Zug langsam zur Kirche; voran der König hoch zu Roß, neben ihm die Braut, stolz

getragen von dem milchweißen Zelter. Der Himmel war wolkenlos als sie das Schloß verließen; doch ehe sie die Kathedrale erreichten, rollte der Donner, ein neckischer Wirbelwind erhob sich, und wehte den Brautschleier der Verlobten weg. Der König sprengte diesem nach; ein zweiter Windstoß riß aber jetzt das erborgte Haar vom Haupte der erschrockenen Dame, die zum Gespötte des Hofes, kahl und bewußtlos von ihrem Zelter herabsank. Der König befahl mit strengem Blicke, daß sie in den Pallast zurückgebracht werde. Mit dem Goldhaar war jeder Funke von Zuneigung aus seinem Herzen entschwunden. Er forderte nun die trugvolle Mutter mit Ernst zum Geständniß ihres Verbrechens auf; sie bekannte es und ward beschämt für immer vom Hofe verwiesen.

Ilka kniete am Bache hinter der Gartenmauer und schöpfte Wasser, als sie plötzlich Sporengeklirr hinter sich vernahm. Rasch sah sie sich um, bei der schnellen Bewegung fiel das Häubchen herab, das ihren reichen Haarschmuck nur mühsam zusammenhielt, es rollte hinab und umgab ihre liebliche

Gestalt wie ein wallender Königsmantel. Doch sie bemerkte dies nicht, ihr Haupt beugte sich über eine Hand, die die ihrige ergriffen hatte, sie sank in die Arme des jungen Königs, — ihr sehnsuchtsvollster Wunsch war erfüllt.

Er hob sie rasch auf den Zelter und führte sie triumphirend zum Altar. Als aber der hochzeitliche Zug von der Kirche zum Pallast zurückkehrte, da waren alle Hügel umher mit goldenen Sträußen geschmückt — mit dem Haar, daß der Sturm vom Haupte der falschen Braut gerissen hatte. Noch jetzt prangt es jährlich im Herbste auf den Haiden Ungarns, und sein Name das Haar des Waisenmädchens erinnert den Hirten an die schöne Ilka.

Die Felsen von Lipnik.

Von allen Flüssen Ungarns wenden nur zwei ihren Lauf nach Norden, sie sind der Donau nicht tributpflichtig, die die Gewässer aller übrigen dem Pontus zuführt. Die Popper und der Dunajetz fließen von Zipsen aus der großen polnischen Ebene zu und eilen, ihre Wellen mit jenen der Weichsel mischend, dem baltischen Meere zu. An den Ufern des Dunajetz bezeichnet das „rothe Kloster" die Gränze Ungarns gegen Galizien, selten besucht von Fremden, höchstens von den Kranken, die in den Bädern von Smerdzonka weilen, in der Nähe des Dorfes Lipnik, das die Badegäste mit Lebensmitteln versieht. Die Bauern, die diese Provisionen nach Smerdzonka bringen, unterhalten die Gäste oft mit Sagen aus der Vorzeit. —

I.

In alten Heidenzeiten beherrschte Kullin, ein mächtiger König, diese Gegend; sein Reich erstreckte sich längs der ganzen Karpathenkette und seine Heerden grasten auf den Alpenwiesen. Doch höher hinauf, wo die Vegetation aufhört, dort hauste die mächtige Omna im Reiche der Felsen. Sie war eine wohlbekannte Zauberin, nicht unsterblich, aber im Besitze des Balsams der ewigen Jugend, sie hatte demnach das Aussehen einer jugendlichen Frau, obgleich sie Jahrhunderte alt war. Hatte sie es versäumt, ihre Stirne mit dem Balsam zu glätten, dann sah sie alt und verwittert aus wie das Moos an den Felsen. Gleich der Thetis der alten Mythologie konnte sie jede Gestalt annehmen und sie verführte das Herz der Menschen, obgleich ihr eigenes Herz von Stein war, es war versteinert worden durch die Länge der Zeit. —

Prinz Wladin, der Sohn des Königs, war der schönste Jüngling im Reiche, niemand kam ihm gleich an Kühnheit und an Gewandtheit, an Freundlichkeit

und an Großmuth. Jedermann liebte ihn, doch niemand so sehr wie Adla, der Stolz des Hofes, der Liebling der Königin, die Braut des Prinzen. Wladin erblickte einst auf der Jagd eine Gemse von ungewöhnlicher Größe; er folgte ihr stundenlang und ließ seine Begleiter weit hinter sich. So oft er auch glaubte, er sei nahe genug, um das Thier mit dem Pfeil zu erreichen, klimmte es wieder höher den steilen Felsenpfad hinan, und der Prinz folgte ihm stets, da er es nie aus dem Gesichte verlor. Es lockte ihn immer höher und höher bis an die Gränze des ewigen Schnees; jetzt glaubte er wieder, es sei in Schußweite, doch die Gemse schien die Gefahr zu entdecken, in der sie sich befand, sie hing sich mit ihren zurückgebogenen Hörnern an den Felsabhang, schwang sich mit einem mächtigen Satz über den Abgrund und war verschwunden. Aergerlich, daß ihm seine Beute entgangen war, dachte der Prinz jetzt an den Rückzug, doch er hatte die Gemse so eifrig verfolgt, daß er erst jetzt bemerkte, wie steil die Anhöhe sei, die er erklommen hatte. Er stand auf einem schmalen Vorsprung,

umgeben von schwindelnden Abgründen und senkrechten Felswänden; kein Ausgang war sichtbar, und den Weg, den er gekommen war, konnte er nicht zurück, denn er wußte, daß sein Fuß im Hinabsteigen jene Spalten nicht wieder finden könnte, an denen er heraufgeklettert war, und nach keiner andern Seite hin war irgend ein Pfad wahrzunehmen. Er stieß in sein Jagdhorn, um seinen Begleitern ein Zeichen zu geben, daß er in Gefahr sei, doch der Ruf erstarb ohne Widerhall, er war zu fern, als daß man ihn hätte hören können. Der Abend nahte und dann die Nacht; Wladin erwartete mit Ungeduld den Anbruch des Tages, in dessen Lichte er vielleicht einen bisher unbemerkten Pfad entdecken könnte. Der Morgen kam, doch die Strahlen der Sonne zeigten es dem Prinzen nur noch deutlicher, daß er sich auf einen Felsen verstiegen hatte, von dem kein menschlicher Fuß zurückkehren könne. Er wartete noch bis zum Abend, und als jeder Versuch mißlang, den Felsen zu erklimmen, der den Vorsprung überragte, dachte er, ein rascher Tod sei dem langsamen Verschmachten vorzuziehen. Doch in

dem Moment wo er eben dem Rande des Abgrundes nahte, um sich hinabzustürzen, hörte er ein Geräusch hinter sich wie das Rauschen eines Seidenkleides. Er wandte sich, und vor ihm stand ein majestätisches Weib, die Königin der Felsen.

Sie nahm ihn bei der Hand und winkte ihm schweigend er möge ihr folgen. Vor ihr öffneten sich die Felsen, die Pfade ebneten sich, Wladin konnte leicht an dem Abhang hinabsteigen. Als sie nun auf der Alpenwiese angelangt waren, die der Prinz wohl kannte, zeigte ihm Omna sein Gefolge in der Ferne und sprach, „Wladin du bedarfst meiner nicht länger." Doch dieser beugte seine Knie und indem er die Hand, die ihn geleitet hatte, an sein Herz drückte, rief er aus: „Erlaube, daß ich dir danke, du hast mich vom Untergange gerettet! Es war nicht der sichere Tod, was mich schreckte, aber ich liebe und ich weiß, daß mit meinem Leben auch Adla verloren wäre, sie würde mich nicht überleben. Adla, die Unvergleichliche, die schönste und beste aller Frauen. Dieser Gedanke allein quälte mich in jener Gefahr, aus der du mich errettet hast.

Zähle auf unsere Dankbarkeit, auf unsere Verehrung bis an das Ende unserer Tage."

Die Zauberin lächelte, „die Gefühle der Jugend sind leidenschaftlich in Dankbarkeit und in Liebe, doch sie schwinden bald, — wenn du die Gewitterwolke siehst, die den Donner und den Blitz in ihrem Schoße birgt, dann hieltest du ihre unwiderstehliche Gewalt wohl auch für dauernd, wenn du es nicht gesehen hättest, daß ein Sonnenstrahl, daß ein Windstoß hinreichend sei, die Wolken zu zerstreuen, oder zu vertreiben. Deine Gefühle werden auch nicht bleibender sein."

„Meine Dankbarkeit wird währen so lange wie meine Liebe, und meine Liebe hört nur mit meinem Leben auf," antwortete Wladin.

„Wir werden es sehen," sagte die Zauberin und verschwand.

Wladin eilte die Anhöhen hinab und fand bald seine Begleiter, die ihn nach langem vergeblichen Suchen schon aufgegeben hatten. Er kehrte zum Hofe seines Vaters zurück, die Königin preßte ihn weinend an ihr Herz und in den Augen Adla's

strahlte eine Freudenthräne. Als er sein Abentheuer erzählt hatte, pries die Königin Omna's Güte, doch Adla schauderte und sagte: „Ich fürchte die Zauberin, es erfreute sie nie Gutes zu thun, liebeleer lockt sie die Menschen blos zum Verderben an sich, denn ihr Herz ist ja von Stein. — Meide sie, Wladin, gehe nicht mehr ins Gebirge, das Gefahr und Verrath birgt. Die offene Ebene lächelt uns so freundlich im Lichte der Sonne entgegen, sie beut uns den süßen Hauch ihrer Blumen; und dies ist ja dein Reich, an den grünen Wiesen in den Thälern haben die Menschen ihre Hütten gebaut, dort leben sie über die du einst zu herrschen berufen bist, — meide das Gebirge, das nur das Wild bewahret!" —

„Theures Leben," erwiederte Wladin scherzend, „die Jagd ist das Bild des Krieges, die Kraft des Mannes erschlafft in der fruchtbaren Ebene, die frische Gebirgsluft aber stählt den Arm, daß er jene beschützen könne, die friedlich dort unten den Boden bebauen, wo der Gesichtskreis beschränkt ist. Jene, die herrschen sollen, müssen hoch oben thronen, von wo sie ihr Reich übersehen, sie müssen die Ge-

fahr suchen, damit sie stets bereit seien ihr zu begegnen, wenn sie naht.

Die Königin vereinte ihre Bitten mit jenen Adla's, doch Wladin schloß ihren Mund mit einem Kuß.

II.

Kullin war der Beste der Väter, doch so lange er auf dem Throne saß, wollte er nicht, daß sein Sohn die Herrschersorgen theile. Ein König genügt stets für ein Reich, dachte er. Wladin möge es vertheidigen, wenn es angegriffen wird, er führe das Schwert nicht den Scepter, so lange die Krone nicht seine Stirne drückt und auf dieser mit dem ganzen Gewicht der königlichen Pflichten lastet. Jetzt aber herrschte tiefer Friede, Wladins Schwert rostete in der Scheide, sein rastloser Sinn trieb ihn selbst häufig vom Hofe fort, er streifte gern in Verkleidung über Berg und Thal, um sich mit dem Zustande des Landes und seiner Bewohner bekannt zu machen. An einem schönen Sommermorgen ritt

er durch das Thal, er unterhielt sich mit den Bauern, die mit der Erndte beschäftigt waren, und als die Strahlen der Sonne brennender wurden, wandte er sein Pferd in den Schatten des Fichtenwaldes, der den Fuß der Karpathen deckt. Roß und Reiter waren müde und durstig, der Prinz sah sich nach einer Quelle um. Er stieg vom Pferde, nahm die Zügel in die Hand, und drang in das Dickicht, wo er das Gemurmel eines Bächleins vernahm. Als er sich näherte, erblickte er ein Bauermädchen, sie pflückte Erdbeeren, die ihren frischen Geruch rings verbreiteten.

„Sammelst du diese Beeren alle für dich, schönes Kind?“ rief er ihr zu.

Sie reichte sie ihm freundlich und sagte: „Ich sammelte sie seit dem Morgen, doch euch, mein Prinz biete ich sie gerne.“

„Du kennst mich?“

„Wie sollte ich es nicht? Wer sollte denn im ganzen Lande nicht begierig sein Prinz Wladin zu sehen, und wer ihn einmal gesehen hat, wie könnte er ihn je vergessen? Mein Vater nahm mich vor

drei Jahren mit sich in die Stadt, als ihr eben zurückkehrtet aus der blutigen Schlacht, an der Spitze der siegreichen Ritter. Hunderte von Stimmen schrieen: Hier kommt der Held, hurrah! und alle die Damen, die an den Fenstern standen, ließen ihre Tücher von den Erkern wehen, und warfen Blumensträuße zu den Füßen eures Pferdes. Ich guckte durch die Menge und sah für einen Augenblick eure Züge. O ich habe dies nicht vergessen, und ich würde euch unter Tausenden wieder erkannt haben. Ich rief auch so laut ich nur konnte, lang lebe unser Prinz! doch ihr konntet mich nicht hören, meine Stimme verlor sich im Lärm."

Der Prinz lächelte und sagte: „Ich habe dich wirklich nicht gehört, sonst hätte sich mein Gedächtniß ebenso treu bewiesen, wie das deinige. Wo lebst du aber, schönes Kind? Deine Lieblichkeit stammt sicher nicht aus diesen Wäldern."

„Mein Vater ist der Förster, der jeden Montag das Wild zu Hofe bringt, meine Mutter ist längst todt und ich lebe stets im Walde. Mein Vater nimmt mich nur selten, bei großen Gelegenheiten

mit sich in die Stadt. Er läßt mich zu Hause, damit ich das Haus hüte."

„Und bist du immer einsam, ist niemand da, der mit dir schäkert? der in lauen Sommernächten die Schalmei unter deinem Fenster ertönen läßt? niemand, der dich zum Tanze führt unter den Lindenbaum im Dorfe?"

Sie lachte und rief einen schönen Windhund, der lustig um sie herumsprang und dann wieder Gras zu beißen begann, „Seht," sagte sie, „das ist mein Getreuer, der mich nie verläßt, ich habe keinen andern. Er versteht jeden meiner Winke, er gehorcht meinen Worten. Wenn ich schlafe, bewacht er meine Schwelle, meine Hand füttert ihn, und er leckt sie aus Dankbarkeit. Wenn ich arbeite, giebt mir sein Gebell Nachricht von dem Nahen eines Fremden, und wenn ich ausgehe, begleitet er mich. Er ist sogar mein Wetterprophet, z. B. eben jetzt, er frißt Gras, ein sicheres Zeichen, daß es regnen wird."

„Er hat vollkommen recht," meinte der Prinz; „schwere Tropfen beginnen zu fallen, du mußt nach Hause eilen."

„Nicht ohne euch; glaubt nur ich verstehe mich besser auf's Wetter als ihr Städter, ein Gewittersturm naht, und wehe jedem, den er hier erreicht, seht ihr jene kleine weiße Wolke an der Bergesspitze? Eilen wir, daß der Sturm uns nicht erreicht, ihr wißt ja es ist hier im Gebirge nirgends so gefährlich als in den Fichtenwäldern. Die Bäume haben keine Pfahlwurzeln, und können daher der Gewalt des Orkans nicht widerstehen, ein einziger Windstoß wirft sie zu Hunderten nieder und sie begraben den Wanderer, der ein Obdach unter ihren Aesten sucht. — Der Pfad zu unserm Hause führt hier am Abhang, eilen wir.

Wladin kannte die Gefahr, er stieg daher schnell auf sein Roß, und hob das Mädchen hinter sich auf die Croupe des Pferdes, und ritt rasch mit ihr in der angezeigten Richtung fort. Das Abentheuer gefiel ihm, doch der Gedanke drängte sich ihm auf, wie es doch komme, daß er nie etwas von der Försterstochter gehört habe, die doch an Schönheit und Verstand alle Bauernmädchen weit übertraf, die er je gesehen hatte. Doch der Regen

fiel in immer heftigerem Schauer; der Sturm raste, und das Mädchen begann vor Kälte zu zittern, der Prinz breitete daher seinen Mantel aus, wickelte ihn um sie und sagte ihr, sie solle ihn fest umfassen, damit der Sturm sie nicht von ihrem unsicheren Sitze hinabwerfe.

Halbgeblendet durch Regen, Blitze und Wind erreichten sie endlich das Försterhaus, Wladin sprang vom Pferde und hob das Mädchen hinab. Sie klopften am Thore, niemand antwortete.

„Vater ist sicher noch nicht zu Hause, doch für diesen Fall habe ich auch einen Schlüssel in der Tasche" sagte sie, indem sie das Thor öffnete. Sie führte das Pferd in den Stall und wies den Prinzen ins Zimmer, wo sehr bald ein lustiges Feuer im Kamine brannte. Wladin wärmte und trocknete sich hier, während das Mädchen geschäftig ab und zu ging, und bald im Sonntagskleide erschien, den Eichentisch mit einem reinen Linnentuche deckend, dem Werke ihrer Hände, wie sie bemerkte. Sie setzte Früchte und Käs, Brod und Milch auf den Tisch und verzierte ihn mit einem bunten Blumenstrauß.

Wladin setzte sich nieder, sie nahm an seiner Seite Platz. Das Mahl ward kaum berührt, denn der Prinz hörte mit stets wachsender Aufmerksamkeit den Worten des Mädchens zu, die ihm ihr abgeschiedenes Leben beschrieb; wie sie oft vom Morgen bis in die Nacht sich selbst überlassen blieb, während ihr Vater auf die Jagd ging. Er war der einzige Mann, den sie kannte, denn nur selten pochte ein Gast an die Thür, und wenn dies geschah, war es irgend ein Räuber oder Geächteter, der ein Obdach für die Nacht suchte, und Gastfreundschaft mit dem Schwerte forderte. Dann erzählte sie von ihrem Schrecken und von ihren Träumen, wenn sie ganze Tage lang nichts als Räubergeschichten gehört hatte und wieder allein zu Hause blieb.

„Doch ihr esset ja nichts, mein Prinz" unterbrach sie sich selbst, „ihr werdet doch ein Glas Wein mit mir nehmen."

Sie stand auf und ging zum Wandschrank, und holte daraus einen Krug mit dunklem Weine, und einen silbernen Becher, an dessen Seiten langbärtige Gesichter eingegraben waren. Sie goß den

Wein in den Becher und jeder Tropfen darin erschien dem Prinzen ein Feuerfunken; sie bot ihm lächelnd den Becher, mit den Worten: „Trinke Wladin."

Die Stimme klang so eigenthümlich, als ob er sie schon früher gehört hätte. Als er den Becher erhob, schien dieser zu glühen, und die bärtigen Gesichter starrten ihn grinsend an, — doch der Wein perlte so einladend, daß er nicht widerstehen konnte. Er leerte den Becher mit einem Zuge.

Rings um ihn nahm jetzt alles eine andere Gestalt an; Seide deckte den Tisch, das Irdengeschirr hatte sich in Gold verwandelt, die Blumen waren zu Edelsteinen geworden und verbreiteten Weihrauchsduft, das Zimmer dehnte sich zu einer geräumigen Halle aus, glänzend beleuchtet durch hundert Lampen, Marmorsäulen erhoben sich rings herum und melodische Töne zogen durch die Luft.

Wladin erhob sich erstaunt von seinem Sitze, das Mädchen stand vor ihm, doch in ihrem Antlitz thronte majestätische Würde. Ein Purpurmantel

umwallte ihre Schultern, sie bot ihm abermals den Silberbecher und rief ihm mit verführerischer Stimme zu: „Trinke Wladin.“

Er war in ihren Anblick versunken, und griff nach dem Becher, doch dieser gleitete aus seiner zitternden Hand und fiel tönend zu Boden.

Alles erschien wieder, wie es vorher gewesen war. Er saß an dem Eichentisch mit dem Linnentuch, die Früchte lagen einladend auf der irdenen Schüssel, das kleine Zimmer war durch zwei Kerzen nur spärlich erhellt, das Bauermädchen stand lächelnd vor ihm, und sagte: Was starrt ihr mich so sonderbar an? Trinkt doch noch ein Glas mit mir, der Wein wird euch nach dem kalten Ritte erwärmen.

Wladin schien plötzlich aus einem Traume zu erwachen, es war ihm, als ob die Schuppen von seinen Augen fielen. „Hebe dich weg von mir Omna“ rief er aus, stürzte aus dem Zimmer und floh, — er hatte die Versucherin erkannt.

Als er nach Hause kehrte, erwähnte er seines Abentheuers nicht, es hatte einen tiefen Eindruck

auf ihn gemacht, und er erinnerte sich jetzt der Warnungen Adla's.

III.

Als er einst von seinem Gestüte zurückkehrte, schallte ihm Angstgeschrei aus dem Walde entgegen. Er eilte dahin, da warf sich ein liebliches Mädchen, in das dunkele Gewand der Bürgerinnen gekleidet, zu seinen Füßen. Zwei Reiter verfolgten sie, doch als sie sahen, daß Wladin das Schwert gegen sie ziehe, so flohen sie. Das Mädchen zerfloß in Thränen, sie konnte kein Wort hervorbringen, das Schluchzen erstickte ihre Stimme. Der Prinz suchte sie zu trösten und hob sie vom Boden, wo sie noch immer kniete, das Gesicht mit ihren Händen verhüllend.

„Sind sie fort? sind sie fort?“ stammelte sie, sich mit ängstlichem Blicke umsehend, und als sie sich überzeugte, daß sie sicher sei, drückte sie die Hand des Prinzen ans Herz und rief aus: „du bist mein Befreier! wie kann ich dir danken für meine

Rettung? und was soll ich nun thun, ich arme Waise! Soll ich zurückgehen zu dem alten Geizhals dem gewissenlosen Vormund, der mich dem Wüstling verkauft hat, dessen Spießgesellen ich nur durch deine Dazwischenkunft entgangen bin. — Könnte ich dir dienen, Edelster der Menschen, als deine niedrigste Magd, ich würde deine Blicke belauschen, um deinen Wünschen zuvorzukommen, noch ehe du sie ausgesprochen. Nie würde ich mich dir aufdringen, und doch stets bereit sein zu deinem Dienst. Ich würde dir folgen, treu und schweigend, wie dein Schatten. — Doch was spreche ich Thörin! ich wollte gern meine Dankbarkeit beweisen und ich flehe schon wieder um eine Gnade!" so rief sie leidenschaftlich aus, faltete ihre Hände und blickte den Prinzen mit einem Blick unbeschreiblichen Wesens an.

Wladin ergriff ihre Hand, kaum wissend was er that, und fragte sie mit unsicherer Stimme: „Was kann ich für euch thun?"

Diese Worte schienen die Energie des Mädchens neu zu beleben, und obgleich sie noch immer zitterte, faßte sie sich augenscheinlich.

„Ihr verlaßt mich also nicht?“ entgegnete sie mit Zutrauen, „ihr wollt also das Leben auch erhalten, das ihr gerettet habt? — dorthin“ sie wies mit dem Finger in der Richtung der Hauptstadt, „dorthin kehre ich auf keinen Fall mehr zurück; doch wenige Stunden von hier wohnt meine Tante bei der ich gelebt habe, bis mich mein Vormund in die Stadt rief. Führt mich hin zu ihr, denn allein fürchte ich zu gehen.“

Der Prinz stimmte ihr bei, — es war Nachmittag, der steile Pfad führte bald über loses Steingerölle, bald durch Walddickicht. Wladin unterstützte seine schöne Schutzbefohlene, die sich an seinen Arm lehnte und oft ermüdet stehen blieb, ihre Wangen wechselten die Farbe, endlich gestand sie, daß sie ausruhen müsse. Sie setzte sich auf einen Stein, über den ihr Begleiter seinen Mantel geworfen hatte, er stand mit verschränkten Armen neben ihr. Die dunkelen Fichten, die Felsen, das perlende Bächlein, erweckten in ihm eigenthümliche Erinnerungen, und als er das schöne Mädchen anblickte und dem geheimnißvollen Strahl ihrer blauen Augen

begegnete, da durchzuckte ihn der Gedanke, er habe sie schon irgendwo gesehen, doch der schwermüthige Accent ihrer Stimme verwischte schnell diesen Eindruck. Er fragte sie, wer sie denn wäre? sie erzählte ihm, ihr Vater sei unter dem Befehle des Prinzen vor drei Jahren in der Schlacht gefallen, ihre Mutter habe ihn nicht überlebt, sie selbst sei bei der alten Tante geblieben, die taub und blind nicht für sie sorgen konnte. „Doch leider wuchs ich auf," setzte sie weinend fort „wie ihr seht. Was soll jetzt mein Schicksal werden? Soll ich zurückkehren zu der traurigen Behausung, wo kein Auge meine Sorgen sieht, wo ich nichts sehe als Elend, das ich nicht zu lindern vermag und wo ich stets zittern muß vor der Stunde, die das freudenlose Leben meiner armen Tante schließt, und mich abermals der Willkür des verhaßten Geizhalses überliefert. O ich bin das unglücklichste Mädchen auf der Welt!" Sie schauderte.

Der Prinz neigte sich mit Mitleid zu ihr. Ihre schöne Stirne war auf ihre Hand gestützt, während der Ellbogen auf ihrem Knie lehnte, an ihren

dunkelen Wimpern hing eine halbunterdrückte Thräne, Jugend und Unglück hatten unwiderstehlichen Reiz über ihr leidendes Antlitz ergossen.

„Kommt“ sagte sie, als ob der Blick des Mitleids sie gestärkt hätte, „laßt uns unsern Weg verfolgen. Ich werde meine Kraft schon wiederfinden, doch ihr, großmüthiger Retter meines Lebens, ihr müßt mir versprechen, daß ihr meiner nie vergeßt, und mich schützen werdet, wenn ich des Schutzes bedarf, daß ihr mich nicht verlaßt, versprecht. Sie stand auf, und Wladin preßte einen Kuß auf ihre Hand. Doch wie seine Lippen sie berührten, schoß verzehrendes Feuer durch seine Adern, er trat einen Schritt zurück, er blickte scharf in ihr Gesicht und rief erschreckt: Omna! er wandte sich rasch und eilte den Pfad hinab, den er gekommen war.

Der Ruf der Verzweiflung, herzzerreißende Klagen schlugen an sein Ohr, — er blickte nicht zurück, sie hemmten seine flüchtigen Schritte nicht. Hohngelächter, tausendmal wiederholt durch das Echo des Gebirges, folgte ihm nach, er kehrte nicht zurück. „Feigling! Feigling!“ ertönte es durch die

Lüfte, der Prinz blieb stehen und legte unwillkürlich die Hand an den Schwertgriff; doch er ermannte sich und setzte seinen Weg hastig fort.

Im Palaste ganz verstört angekommen, suchte Wladin sein einsames Gemach und schloß sich ein. Es war Nacht, aber der Schlaf floh ihn, die Zauberin beschäftigte fortwährend seine Phantasie; das Bürgermädchen und die Förstertochter schwebten vor seinen Sinnen, in fiberischer Aufregung schritt er im Zimmer auf und ab. Der Morgen kam und er sah Adla wieder. Sie war ängstlich geworden über seine Abwesenheit, wie sie es stets zu sein pflegte, wenn er ausblieb, sagte sie erröthend. Ihr Auge befragte ihn, ob er ihr nichts zu erzählen habe, doch er war befangen durch Gedanken, die er kaum sich selbst gestand, und Adla wollte seinen Unmuth nicht noch erhöhen, wenn sie ihm ihre Sorgen mittheilte, und doch machten sie ihr Herz krank. Wladin fühlte dies, und ward nur noch zurückhaltender und unruhiger.

Doch bald faßte er einen raschen Entschluß. Er wollte die Versuchung freiwillig aufsuchen, die

sich ihm bisher aufgedrängt hatte, er wollte es der Zauberin mit Wort und That beweisen, daß er sie nicht fürchte, und daß der Talismann seiner Liebe für Adla ihn stets beschützen werde. Er wollte ihre Großmuth anflehen, daß sie das Gefühl der Dankbarkeit nicht durch die Versuchungen verbittere, in die sie ihn wiederholt geführt hatte, und denen er doch stets siegreich wiederstehen werde, die aber seine und Adlas Seelenruhe störten.

Er theilte sein Vorhaben niemandem mit, und machte sich auf den Weg. Er drang durch den Wald, er ging hinauf auf die Hügel, er ruhte nicht aus auf den Alpenwiesen, er erklomm die Felsen der Karpathen, und als er die Gränzen seines Reiches weit hinter sich zurückgelassen hatte, rief er aus: „Omna Königin der Felsen gewähre mir deine Gegenwart!"

Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, als das königliche Weib neben ihm stand, so wie sie ihm erschienen war am Rande des Abgrundes, als sie sein Leben rettete.

„Du rufst, — ich erscheine," sagte sie mit holdem

Lächeln: — „ich grüße dich freundlich in meinem Reich. Bist du müde geworden des Lebens da unten? müde der irdischen Thorheiten und der irdischen Schmerzen? Du hast recht, daß du kamst; athme hier mit mir die reineren Lüfte dieser Höhen, die dir unterworfen sein sollen, wie sie es mir sind. Ja mehr noch als mir; denn du hast Gnade gefunden vor meinen Augen, und die Liebe des Weibes macht sie zur Sklavin dessen, den sie liebt."

„Täusche dich nicht," unterbrach sie Wladin, „Ich kann hier nicht bleiben, da unten ist mein Reich und meine Liebe. Ich komme deine Großmuth anzuflehen. Laß mich ungestört in meiner niedrigeren Sphäre weilen, dein ist das Reich hoch über dem Lande wo ich in Frieden athme. Die Atmosphäre, in der du herrschest, betäubt meine Sinne, dir gehorchen übernatürliche Wesen, ich habe nur eine irdische Natur, ich kann mit dir nicht weilen."

„Ist dies deine Einwendung? Kurzsichtiger, wisse denn, daß der Balsam ewiger Jugend in meinen Händen ist, und dein soll er sein. Ich berühre

deine Stirn, und nie wird ihr sonniger Glanz durch Sorgen getrübt werden. Bleibe mit mir und du bist frei von allem erdgebornen Wahne, dein ist dann das lange Leben des Raben, der Jahrhunderte lang den Menschen und dessen Gebrechlichkeit überlebt, dein ist der Genuß dauernder Jugend, du erneuerst deine Lebenskraft wie die Schlange. Dein ist die Herrlichkeit des Reiches, das ich dir überlasse, dein die verborgenen Schätze der Klüfte, um deren Besitz sich Tausende deiner Mitbrüder lebendig in den Tiefen der Minen begraben, du beherrschest die Quellen, die den Felsen entspringen und durch die Adern der Gebirge rollend all über die Erde Leben verbreiten. Dein sind die Blumen ohne Gleichen an Schönheit wie an Duft, dein die Kräuter, die jede Krankheit brechen, jedes Leiden lindern. Du kannst verfügen über alles dies, und die Schätze vertheilen wie es dein fürstliches Herz nur wünscht."

„Mein Sinn geht nicht nach Schätzen dieser Art, sie werden nie die meinen, o mächtige Königin! Ich weiß es, dein Reich ist erhabener als

meines, und deine Macht ist gewaltiger. Doch ein kurzes Leben in meinem niedrigeren Vaterlande an der Seite jener, die ich liebe, ich ziehe es vor Jahrhunderten von Herrlichkeit, — ich habe keine stolzeren Wünsche, — ich kann dich nicht lieben."

„Es ist ja nicht einmal Liebe, was ich fordere," fuhr Omna fort, ich fordere nur Dankbarkeit. Ich habe dein Leben gerettet, und ich biete dir ewige Jugend und Jahrhunderte ungetrübter Kraft. — Weise den Antrag nicht zu rasch zurück, nie ist ein höherer Preis einem Sterblichen geboten worden! Bist du wirklich dankbar, so erwacht die Liebe auch bald in deinem Herzen. Binde dein Leben nicht an ein schwächliches Dasein, dein männlicher Sinn verdient es, daß seine Kraft nicht durch eine Spanne kurzer Jahre beengt werde. Bedenke nochmals ehe du entscheidest."

Der Prinz sagte: „Ich liebe Adla, dies ist meine einzige Antwort."

„Du verschmähst mich also? Wohl, du sollst meine Macht noch fühlen! — Deine Bitte sei dir gewährt, ich versuche dich nicht mehr, doch wir

werden sehen, ob du mich nicht nochmals aufsuchst. Du kanntest mich bisher als deine Freundin, wenn wir uns nochmals sehen sollten, begegnen wir uns nur als Feinde. — Hüte dich!" —

Mit diesen Worten verschwand sie.

IV.

Indem Wladin die Worte der Zauberin während seiner Heimkehr häufig durchdachte, erfüllte die Ahnung eines Unglücks sein Herz. Er eilte angstvoll zu seiner Mutter und fand Adla bei ihr. Das Mädchen war bleich, sie hatte sich stets nach seiner Rückkunft gesehnt, die Freude des Wiedersehens führte das Blut in ihre Wangen zurück, und sie war lieblich wie sonst. Die Reinheit ihrer Züge trat sogar noch klarer hervor, als wie sie noch in voller Gesundheit blühte. Doch von Tag zu Tag ward sie bleicher und kraftloser, ein unsichtbarer Zauber schien auf ihr zu lasten, der Flügel=

schlag des Todesengels war hörbar über ihrem Haupte, das sich senkte gleich einer welkenden Rose.

Wladin wußte es, wer den dunkelen Geist heraufbeschworen hatte, er wußte es, daß menschliches Wissen in diesem Falle fruchtlos bleiben müsse, und er verfluchte die Stunde, in der er um solchen Preis gerettet worden war. Doch er wollte sich dem feindlichen Schicksal nicht ohne Widerstand ergeben, und beschloß die Zauberin kühn zu bekämpfen. Er wußte es, ein einziger Tropfen des Balsams der Jugend könne Adla retten, er wollte ihn daher mit offener Gewalt der Felsenkönigin entreißen.

Er ging nochmals in ihr Reich, und rief sie. Sie erschien majestätisch wie zuvor, doch mit einem Blick, geschaffen alle bösen Leidenschaften in der Brust des Menschen zu erwecken.

„Bist du gekommen um Gnade zu betteln für dein Püppchen?“ rief sie aus, indem sie eine kleine Phiole aus dem Busen zog und emporhielt. „Ein Tropfen dieses Balsams kann sie retten, doch du sollst ihn nicht haben. Erkennst du nun meine Macht und deine Schwäche?“

„Nicht ehe wir unsere Kräfte gemessen haben," antwortete Wladin, und ergriff mit starker Faust ihren Arm die Phiole ihr zu entreißen, doch in demselben Moment verwandelte sich die Zauberin in einen Drachen. Wladin wich einen Schritt zurück, zog sein Schwert und sagte: „Dank dir, daß du endlich in deiner wahren Gestalt erscheinst, jetzt kann ich dich bekämpfen."

Wüthend drang er nun auf den Drachen ein, doch wie der glühende Athem des Ungeheuers den Stahl berührte, schmolz er in der Hand des Prinzen. Er warf die unnütze Waffe zu Boden und schlang beide Arme um den Hals des Drachen. Das Ungeheuer wand sich im Todeskampfe um die Brust des Helden; es war zu spät, er hatte es erwürgt.

Er hob jetzt den Balsam der Jugend vom Boden, und kehrte wenngleich schwer verwundet, freudig zu Adla zurück. — Sie saß im Garten an der Quelle, in der sich ihr marmorbleiches Angesicht spiegelte, das jetzt ein Funken von Freude überflog als sie ihren Geliebten kommen sah, der ihr triumphirend

die Phiole reichte. Doch sein Antlitz war todtenbleich, seine Hände trugen Blutspuren, und er sank erschöpft nieder. Sie kniete an seiner Seite und untersuchte seine Wunden, — die Giftzähne des Drachen hatten den Tod in sie geträuft, sie wußte es, daß selbst der Balsam der Jugend diesem nicht widerstehe. — Ohne Wladin hatte aber das Leben keinen Reiz für sie; sie schleuderte daher die Phiole in die Quelle, und warf sich in die Arme ihres Geliebten. Ihr Herz brach in demselben Augenblicke als der Tod die Augen Wladins umhüllte.

Doch die irdischen Reste der Liebenden überdauerten die Zeit, sie wurden zu Stein. Und bis zum heutigen Tage sieht der Wanderer an der Quelle von Lipnik zwei Felsblöcke, die von Ferne zwei menschlichen Gestalten gleichen, sich einander fest umschlingend, und der Bauer, der den Fremden dort verweilen sieht, erzählt ihm die wundervolle Geschichte von Prinz Wladin und der schönen Adla.

Klingsor aus dem Ungarlande.

Im Mittelalter, als die erhabene Kunst des Gesanges, nicht wie heut zu Tage nur die matte Reproduction der großen Meisterwerke des Genius und der Zeitvertreib war für die müßige Neugier der Menge, sondern der volle Ausdruck des Gefühles, und Könige stolz waren, den Minnesängern beigezählt zu werden — da lud Landgraf Hermann von Thüringen die edelsten Sänger Deutschlands an seinen Hof auf die Wartburg und forderte sie auf, selbst den Preis zu bestimmen, welcher dem herrlichsten Gesang zu Theil werden solle.

Heinrich von Veldeck, Walter von der Vogelweide, Wolfram von Eschenbach, Bitterolf, Reinhard von Zwetzen, Heinrich von Osterdingen und

andere mehr, von weniger glorreichen Namen, folgten der Einladung. Jeder schlug einen anderen Preis vor, der Eine meinte, ein goldener Kranz würde am würdigsten den siegreichen Dichter zieren; ein Anderer entgegnete, keine Krone könne dem Siegel der Macht gleichkommen, mit dem die Natur selbst die Stirne des großen Sängers bezeichnete. Reichthümer und Ehren aller Art wurden vorgeschlagen und ungenügend befunden; alle erkannten, daß der Triumph selbst der höchste Preis sei, nach dem allein dem Dichter verlangen könne, und sie fühlten es auch, überwunden zu werden sei eine solche Schmach, daß ihr zu entgehen selbst der Verlust des Lebens wünschenswerth erscheine. Darum solle auch der siegreiche Sänger nur einen einfachen Lorberkranz empfangen, der ihn zum König der Dichtkunst krönte, und alle Sänger sollen ihm huldigen wie Vasallen ihrem Lehnsherrn. Doch nur die würdigsten dürfen den Kampf um solchen Preis wagen, die Mittelmäßigkeit sei ausgeschlossen; wer also die Krone fordert, der sei bereit, mit seinem Leben einzustehen, wenn er überwunden wird.

„Ein Königreich dem Sieger, Tod dem Besiegten!“ So ward es einstimmig beschlossen.

Im Jahre 1207 versammelten sich alle Minnesänger am bestimmten Tage im großen Saale auf der Wartburg, im Gesange sich zu messen und so um die Krone zu kämpfen. Der ganze Hof erschien in festlicher Pracht, Landgraf Hermann an der Spitze desselben, Landgräfin Sophia strahlte in lieblicher Anmuth an seiner Seite. Viele berühmte Ritter waren gekommen, dem seltenen Schauspiele beizuwohnen und verherrlichten dasselbe durch ihre Gegenwart. Alle Thüren der Halle waren geöffnet, damit das Volk am Triumphe des siegreichen Dichters sich erfreuen möge. Doch niemand erbot sich in die Schranken zu treten, um den gefährlichen Kampf zu bestehen, als Wolfram von Eschenbach und Heinrich von Osterdingen, sie traten hervor und wurden mit lautem Jubel und manchem Seufzer begrüßt.

Heinrich von Osterdingen beginnt. Seine Stimme führt ins Paradies der Liebe, wo die Seligkeit des Herzens wurzelt, wo die Rosen ewiger Jugend blü-

hen, wo die Sonne warmen Mitgefühls erglüht. Die Harfe wiederholt die süßesten Melodien und löst die Gefühle leidenschaftlicher Liebe in Thränen der Sehnsucht auf.

„Sein ist der Preis!“ so rufen tausend sanft bebende Stimmen, und tausend holde Blicke danken dem jugendlichen Dichter, dessen goldene Locken seine helle Stirne decken, als er sich im Vorgefühle des Sieges dankend verbeugt.

Wolfram von Eschenbach naht nun. Seine Harfe tönt in mächtigen Klängen, seine Worte malen die glorreichen Thaten der Helden, streitend für das Christenthum, fallend in dem heiligen Kampfe. Die Kraft des Glaubens entströmt seinen Lippen und erhebt die Herzen zu frommer Begeisterung, die mit den Tönen der Harfe nicht verhallte.

„Wolfram ist der Sieger!“ dies ist das Urtheil, das Landgraf Hermann nun spricht und das die Schiedsrichter bestätigten. Landgräfin Sophia erzittert, der Lorbeerkranz, den sie hält, fällt zu Boden, und im Hintergrund erscheint der Scharfrichter mit dem Schwert in der erhobenen Hand. Todten-

stille herrscht — niemand will der erste sein, der auf die Vollziehung des Urtheils dringt. Das dunkle Auge Wolfram's von Eschenbach selbst ist voll Mitleid auf seinen Gegner gerichtet. Doch Heinrich von Ofterdingen naht der Landgräfin mit festem Schritte und beugt das Knie vor ihr, er hebt den grünen Kranz vom Boden und spricht, indem er ihn ihr überreicht: „Dieses Preises unwürdig befunden, kümmert mich wenig der Verlust eines unrühmlichen Daseins; doch kann ich nicht sterben, ohne auszusprechen, was ich der Wahrheit schulde, daß, ob auch Wolfram von Eschenbach mich übertrifft an erhabener Glaubenskraft, er dennoch nicht der König der Dichtkunst ist. Sein ist das blutige Schlachtfeld, die Welt des hohen Martyrthums; mein sind die Lieder der Liebe, die dem Herzen hell entströmen wie die Krystallquellen dem Schooße der Muttererde. Wem gebührt nun der Preis? dem Adler, der durch die Kraft seiner Schwingen sich zur Sonne erhebt, oder dem Schwan, in dessen Gesang das leise Murmeln der Wellen wiederhallt, die ihn umfangen? — Doch Einer lebt, der den

Zauber der Melodie mit der Fülle großartiger Harmonie vereinigt — aber er weilt in fernem Lande. Ihm allein beuge ich mich mit voller Anerkennung seiner Ueberlegenheit, stolz sein Vasall zu sein — nicht vor Wolfram."

Sophia hatte den Hermelin ihres Purpurmantels um die Schulter des knienden Sängers geworfen, als wolle sie sein Leben schirmen, aber Heinrich stand nun auf, seinem Schicksal entgegen zu treten, als Wolfram sprach:

„Halt! eine bestrittene Krone ist werthlos für mich, mein Nebenbuhler selbst muß mein Anrecht anerkennen, oder der Preis gebührt mir nicht. Er möge daher den Dichter nur holen, den er des Lorbeers würdiger hält als mich; bis dahin mag der Lorbeerkranz in den Händen der Landgräfin bleiben; dann aber wird es sich zeigen, ob der Fremde des Preises würdig sei, oder ob es blos die Furcht des Todes war, die Heinrich zu solchem Lobe begeistert hat."

„Ich sage niemals, was ich nicht beweisen kann," unterbrach Ofterdingen mit heftigem Tone, „er ist

der König der Dichtkunst, er, der auf der fernen Ebene weilet — Klingsor aus dem Ungarlande, der Sänger aller Sänger. Wenn ihr mir ein Jahr von heute an gewähret, so werde ich ihn suchen über Berg und Thal; durch die Wälder und über die Haiden will ich wandern, bis ich ihn hierher geleite, ihn, der in Kraft und Zartheit uns beide übertrifft, ihn, der allein würdig ist, die Welt mit seinem Ruhme zu erfüllen. Und wenn der Preis ihm nicht einstimmig zuerkannt wird, dann möge ich sterben gerecht verurtheilt als eitler Prahler."

„So sei es," sprach Landgraf Hermann, „doch wisse, daß wenn du am bestimmten Tage nicht erscheinest, so werden die Saiten deiner Harfe von Henkershand zerrissen, und dein Schild zerbrochen werden durch seine Knechte. Die Krone aber trage Wolfram, bis ein Würdigerer erscheint, den er selbst als seinen Herrn anerkennt."

Heinrich verbeugte sich mit bitterem Lächeln, er blickte dankbar zur Landgräfin, die ihre Hand über seinem Haupte ausstreckte, als wollte sie sagen: „der Himmel segne deinen Pfad!" und verließ die Halle.

Der Weg war lang, doch der Sänger eilte über Berg und Thal, um das Land zu erreichen, das die Natur mit ihren reichsten Gaben gesegnet hat, das Land, das die Mühe des Säemannes hundertfältig lohnt, und dessen Schooß Eisen enthält, den Grund zu bebauen und zu beschützen, und Silber und Gold, den Kaufpreis alles Köstlichsten auf Erden, das Land, das in seinen Tiefen die Opale birgt, diese funkelnden Himmelstropfen, verwahrt in den Höhlen der Erde, die das Licht verkörpern, das sie einsaugen und verschönert zurückstrahlen, das Land jenes edlen Stammes, der stolz ist, der freieste zu sein und der treueste all über die Welt, der die Frauen verehrt nicht als die Idole der Leidenschaft, sondern als die Mütter der Tapfern, theilend ihre Mühen und ihren Ruhm.

Doch Heinrich von Osterdingen kümmerte dies nicht, er hatte für nichts anders Sinn als für sein Ziel, den größten Sänger seiner Zeit zu finden, dessen Stimme Deutschland erfüllen sollte. Die Felsen waren steil und reißend die Flüsse, doch der Jüngling erklomm das Gebirge und glitt die Strom-

schnellen hinab, und immer ist er noch ferne von ihm, den er sucht. Ueberall tönen ihm Gesänge entgegen, deren Dichter er nicht verkennen kann. Er fährt hinab in die Abgründe des Gebirges und frägt den Bergmann: „Das Lied, das du singst, ist es nicht Klingsor's Lied?" Der Bergmann aber spricht: „Ich lernte es von den unterirdischen Wässern, die langsam in melodischer Kadenz von den Felsenmauern herabtropfen und in bodenloser Tiefe dahinrauschen, doch ich hörte nie von Klingsor."

Heinrich wandte sich hin zu den sanften Rebengeländen, wo die Sonne die goldenen Trauben reifen läßt und ihre Glut dem funkelnden Wein mittheilt. Er hörte die Wechselgesänge der Winzer und fragte: „Es ist wohl Klingsor's Lied, das hier ertönt?" — „Wir kennen diesen Namen nicht; die Schwalbe und der Storch bringen die Lieder, wenn sie im Frühling zu uns wiederkehren, wir singen, was sie uns lehren."

Heinrich wanderte fort, in die Einsamkeit des Urwaldes, dessen Dunkel das Herz mit Schauer erfüllt. Das melancholische Pfeifen des Räubers,

der ferne weiche Schall des Jagdhorns erreichen sein Ohr; er fragt, wessen Töne es seien, die hier erklingen, und Räuber und Jäger antworten: „Es ist nur der Wiederhall des Raschelns der Blätter, wenn sie im Herbste von den Zweigen fallen."

Heinrich stieg nun hinab zu der endlosen Fläche; reizende Melodien begrüßten ihn vom nächtlichen Hirtenfeuer, auf der Haide und vom Waitzenfelde, wo die Schnitter sich der Ernte erfreuten. „Lehrt Klingsor euch die Gesänge?" fragte er. Sie sagten: „Der Ostwind führt sie über die Fläche mit sich, die murmelnden Bäche, die zwitschernden Vögel, die raschelnden Blätter kennen sie, wie hätten wir sie nicht auch gelernt? Doch den Mann, den ihr nanntet, wir kennen ihn nicht."

Heinrich eilte weiter ohne Rast und ohne Ruh. Monate waren verflossen, seit er ausgezogen war, um den Sänger zu suchen, dessen Töne er überall wiedererkannte; doch ihn selbst hatte er noch immer nicht gefunden, und traf er ihn nicht bald, so war Tod und Schande des Wanderers Loos.

Die Sonne sank, die Schatten des Abends

verlängerten sich, als er über die grüne Ebene an die Ufer der gelben Theiß gelangte, wo nichts mehr seine Blicke fesselte, als der dunkelblaue Bogen des Himmels. Da klangen melodische Töne ihm entgegen, er lauschte athemlos und hörte:

„Ebene meines Vaterlandes, dein üppiger Pflanzenwuchs verwelkt wo er steht, deine Ströme winden sich schweigend durch die Binsen der Ufer. Dir ward nicht die Erhabenheit des Gebirgs zu Theil, nicht die sanfte Schönheit des Thales, nicht die majestätischen Schatten des Waldes. Es schmückt dich keine einzige Schönheit, die ausschließlich an dich erinnerte. Und doch, wer könnte je die Sehnsucht vergessen, die über dir schwebt, wenn die Morgensonne ihr goldenes Licht über dich ergießt; wenn in den Stunden des Mittags die Fee Morgana deine schattenlose Fläche mit Seen schwellenden Wassers deckt — mit diesem Traum, in dem das versengte Land sich der See erinnert — oder wenn des Nachts alles so still ist, daß des Wanderers Ohr den Hauch des Abends vernimmt, dessen Seufzer im hohen Grase erstirbt! — Ja, Ebene

meines Vaterlandes, du bist großartiger als die Gebirge dieser Erde. — Du bist ebenbürtig dem unendlichen Ocean, uferlos gleich ihm gewährst du dem Herzen den freiern Pulsschlag, daß es sich sehnend ausdehnt, die ganze Natur zu umfassen, so weit nur das Auge reicht. — Endlose Ebene, du bist das Bild meines Volkes. Hoffnungsvoll, aber einsam bist du geschaffen, Generationen mit deinem Reichthum zu beglücken. Deine Kräfte schlummern noch, und die Jahrhunderte, die über dich gezogen sind, haben den Tag deiner Glorie noch nicht gesehen. Doch wenn sie auch schlummern, sind sie mächtig in dir, und die innere Stimme meines Herzens sagt mir, daß die große Zeit nahe. Ebene meines Vaterlandes, mögst du blühen, und blühen möge das Volk, das dich bewohnt. Glücklich die, die den Tag deines Ruhmes einst sehen, und glücklich die, deren Trauer durch das Bewußtsein erhellt ist, daß sie den Weg für jene bessere Zeit ebnen, die noch kommen muß."

Der Sänger erhob sich; der ernste Ausdruck seiner hohen Stirne war durch das Lächeln der

freundlichen Lippen gemildert. Die sanfte Gluth der blauen Augen, überschattet durch die langen schwarzen Wimpern, hob noch auffallender die Blässe des edlen Gesichtes, vom dunklen Barte umschlossen. Gehüllt in den weißen Mantel des Bauers, trat der Fremde dem deutschen Sänger entgegen, der ihn mit den Worten begrüßte: „Du bist Klingsor aus dem Ungarlande.“

„Und wenn ich Klingsor bin, was weiter?“

„Du singest hier in der einsamen Wildniß ungehört und unbewundert. Selbst jene, die deine Töne wiederholen, kennen deinen Namen nicht. In Deutschland aber harret dem Minnesänger der höchste Preis; sie sitzen an der Tafel der Könige und Fürsten. Hast du vom Wartburgkriege nichts gehört?“

„Mein Vaterland erfreut sich des Friedens, was kümmern fremde Fehden mich?“

„Es ist kein Fürstenstreit, sondern ein glorreicher Kampf des Gesanges. Landgraf Hermann von Thüringen hat alle Dichter berufen, in seiner hohen Gegenwart um die Krone der Dichtkunst zu ringen. Er ertheilt sie dem Würdigsten, den er als seines

16

Gleichen anerkennt, und alle Sänger müssen dem Sieger als Vasallen huldigen. Und du weilst hier in der Einöde, während die Mittelmäßigkeit den Preis an sich reißt, der mit Recht nur dir allein gehört."

Klingsor lächelte. „O Deutscher, wähnest du, daß die Krone des Gesanges durch Fürsten verliehen wird? daß es noch des Lorbeers von der Fürstin Hand bedarf, um ebenbürtig mit Königen zu erscheinen? Erhält die Nachtigall denn die Krone des Gesanges auch erst von der Hand Landgraf Hermann's? — Das Volk allein verleiht die Krone, seine Begeisterung entscheidet, wem sie gebührt, und dessen Lied sie singt, der herrscht über ihre Herzen. Und das Volk reicht die Herrschaft nicht dem, der sich um seine Gunst bewirbt, sondern dem, der anspruchslos singt so wie die Nachtigall, nicht der Krone willen, ja nicht einmal für süßen Liebesdank, sondern weil es der Gott in seiner Brust gebeut; ihm, der für die Blumen singt und für die Vögel, für den Wind und für die Wellen, unbekümmert ob ein Mensch ihn hört oder nicht. Der innige

Ausdruck des Gefühls ist nie verloren, die Natur führt ihn stets den Herzen der Menschen zu."

„Klingsor, du bist größer als ich es fassen könnte; nicht nur die Niedrigkeit, auch die Größe kann den Ruhm verschmähen. Du verachtest den Preis, um den andere ringen! — Du hast recht, deinem Namen kann kein Glanz mehr verliehen werden. Doch was du nicht thun magst der Ehre willen, thue es für mich, den Tod und Schande erwartet, wenn du meine Worte nicht rechtfertigst, daß einer lebt, der größer ist als Wolfram von Eschenbach, welchen Landgraf Hermann für den Sieger erklärte, als wir den Kampf um die Krone kämpften in der Wartburg. Ich bin Heinrich von Osterdingen."

„Tödtet ihr also in Deutschland den Finken, weil seine Töne verschieden sind von jenen der Lerche? Ehrt ihr so den Gesang? Nun wohl, ich ziehe mit dir. Du sollst nicht sterben, obgleich ich deinen Nebenbuhler seines fürstlichen Spielzeugs nicht berauben will. Könige belohnen ja nur den Höfling, nicht den Dichter."

Sie gingen.

Der Jahrestag des Wartburgkrieges war gekommen, in der Schloßhalle waren die Minnesänger abermals versammelt, an ihrer Spitze Wolfram mit dem Lorbeerkranz gekrönt. Landgraf Hermann und Sophia seine Gemahlin saßen auf dem Throne, umgeben von Rittern und Damen, die der Ereignisse des Tages harrten. Die langen Stunden der Erwartung zu kürzen, hatten die Meister schon manchen Sang gesungen, doch Heinrich und der geheimnißvolle Fremde waren noch nicht erschienen. Die Mittagsglocke läutete und die Stirne des Landgrafen umdüsterte sich; er hob seine Hand und winkte, und der rothe Mantel des Nachrichters wurde sichtbar im Gedränge unten im Hofe, wo Harfe und Schild des abwesenden Sängers auf dem Boden lagen und das Volk zum Schauspiel der feierlichen Entehrung seines Lieblings herbeigeeilt war.

Die Wangen der Landgräfin waren bleich, ihre Blicke hingen an einer entfernten Staubwolke. „Sie kommen!" rief sie erfreut. Der Landgraf trat hinaus auf den Erker, und erkannte die zwei Reiter, die in voller Eile der Wartburg nahten — es war

Heinrich und Klingsor. Jubelnd begrüßte sie das Volk, sie traten in den Saal. Klingsor verbeugte sich mit Würde vor der Landgräfin Sophia, und bot freundlich Wolfram die Hand, den er an dem Lorbeerkranze erkannte, er nahte dann der Harfe, und begann:

„Ein Seher, wende ich mich zu dir Fürst von Thüringen. Der Schleier der Zukunft hebt sich vor den Augen des Dichters. Ich singe dir von den Tagen der Zukunft, glänzender in der Wirklichkeit, als die Träume unserer Phantasie."

„Glück ist deinem Sohn beschieden, — in dieser Stunde wurde König Andreas von Ungarn eine Tochter geboren, eine Gemahlin für Prinz Ludwig, die die Nachwelt einst die heilige Elisabeth nennt. Mein mächtiger König wird sie dir in silberner Wiege hersenden, und mit Schätzen überhäufen, doch die Schätze ihres Herzens werden noch größer sein. Ein Engel wird sie leben auf Erden, und wenn ihre irdische Laufbahn geschlossen ist, werden die Nachtigallen ein Requiem an ihrer Bahre singen, und immerblühende Rosen ihren Kelch über ihrem Grabe erschließen."

„Doch dein Stamm wird seine Herrschaft im Lande deiner Väter nicht ausdehnen. Dein Fürstenthum wird getheilt in deinem Hause; doch wenn klein auch ihr Erbtheil, bleibt groß doch ihr Ruhm."

Einst wird kommen die Zeit, wenn der Krieg stürmen wird durch die Welt; wenn die Heersäulen des Westens und des Südens, und jene des Nordens und Ostens schlachtgerüstet sich auf den Feldern Deutschlands treffen, und die Töne des Gesanges vom Geklirre der Waffen übertäubt werden. Weimar wird dann die friedliche Oase sein, wo Dichter und Denker jene Palmenwälder der Schönheit und Wahrheit pflanzen, die für immer der Stolz Deutschlands bleiben, und dein Land zu jenem heiligen Grunde weihen, zu dem die Schaar der Auserwählten in dankbarer Erinnerung pilgert, deren Sinn von irdischem Gewinn nicht befangen, dem Dienste des Genius geweiht ist."

„Und ein anderer Zweig deines Stammes soll tragen die Krone der Liebe, und wo der Tagus den Goldsand in den Ozean rollt, und auf den seeligen Inseln des Westens, werden deine Söhne über

die Herzen der Königinnen herrschen, deren Macht sich erstreckt über Land und Meer. Und die Völker unter ihrem Scepter werden Helden der Freiheit sein, und sie werden die Fackel des Glaubens und des Wissens hintragen in die Welten, die Finsterniß jetzt deckt, und zurück zum Osten dem Ursprung des Lichtes."

Und Klingsor sang nun von den Wundern des Orientes, und seine mächtigen Töne erglühten im vollen Glanz der östlichen Phantasie, in jenen schimmernden Sagen Arabien's deren sonniger Zauber die Sinne berauscht wie der Traum ewiger Jugend. Da nahm Wolfram den Lorbeer von seinem Haupte herab, und bot ihn dem Sänger aus dem Ungarlande, er fühlte es, daß er überwunden sei und reichte freundlich Heinrich von Osterdingen die Hand. Beide huldigten nun ihrem großen Meister, und der Landgraf stieg herab vom Throne und sprach zum Fremden: Bleibe bei uns, bei deinen Freunden und den Bewunderern deines Geistes; trage die Lorbeerkrone, und herrsche im Reiche der Dichtkunst, daß deine Lieder unser Herz erfreuen, und dein Name gepriesen werde in der ganzen Welt."

Doch Klingsohr antwortete:

„Mein Vaterland ist meine Welt, und die Freude meines Volkes der einzige Preis meines Gesanges. Im Reiche der Dichtkunst giebt es keinen König; der Lorbeer erneuert seine Blätter jedes Jahr, sie reichen hin, um jeden von uns mit einem frischen Reis zu schmücken."

Er legte die Lorbeerkrone zu den Füßen der Landgräfin und entfernte sich, er schwang sich auf sein Roß und enteilte den Blicken. Deutschland hatte ihn einmal gehört und nie wieder, wie ein flammender Komet war er erschienen nur, um für immer zu verschwinden. Er kehrte zurück zu der endlosen Ebene seines Vaterlandes, an die grünen Ufer der Theiß und seine Lieder verhallten in den Winden. Doch ihr Geist lebt noch jetzt in den Gesängen des Volkes, in den Dichtungen der Söhne der ungrischen Haiden, der Kisfaludys und Kölcseys, der Tompas und Garays, der Vörösmartys und Petöfys, — es ist der Zauber von Klingsor's Harfe, der uns in ihren Liedern entzückt.

Anhang.

Jack der Pferdehändler.

Eine schottische Sage

zum Nutz und Frommen der deutschen Volksmänner

erzählt

von

Franz Pulszky.

Die Sage vom Kaiser Friedrich im Kyffhäuser steht nicht vereinzelt da, wir finden im Süden und im Norden Europa's verwandte Geschichten. So wie der Rothbart im Innern des Berges schläft, bis endlich ein Bauersmann die deutsche Fahne entfaltet und die Raben nicht mehr krächzend um den Kyffhäuser herumfliegen, — dann aber hervortreten wird mit seinem Schwerte gegürtet, um Deutschland in voller Macht und Glorie herzustellen: so schläft auch Marko, der Königssohn, in den serbischen Gebirgen. Wenn einmal das Schwert, das er in das adriatische Meer hineingeworfen hat, durch die Fluth ans Land gespült wird und in die Hände eines Helden geräth, dann bricht Marko aus dem Gebirge heraus und gründet das große Slaven-

reich im Süden. In den Grampian-Gebirgen aber, in Hochschottland, sammelt Thom der Reimer seine Ritter und wartet, bis der rechte Mann kommt, dem die brittischen Inseln gehorchen sollen. —

Als vor anderthalb Jahren der Erzherzog Johann, als Reichsverweser, von seinem steierischen Bauernhofe nach Frankfurt gerufen wurde, da glaubte jedermann, der Zauber sei gelöst, der den alten Rothbart in dem Kyffhäuser festhält, jedermann erwartete den deutschen Kaiser mit dem Heldenschwert an der Seite, und in Frankfurt wurden schon die Tische zum Krönungsmahle bereitet. Es stellte sich aber bald heraus, daß der Reichsverweser doch im Grunde ein Erzherzog sei und kein rechter Bauersmann; und die Raben, die aus ganz Deutschland zusammengeflogen waren, kreischten so heiser durcheinander, daß Kaiser Friedrich, der sich schon von seinem steinernen Sitze erhoben hatte, plötzlich wieder in seinen eisernen Schlaf zurücksank.

Auch im Süden ging die Sage, die Ottochaner hätten ein alterthümliches Schwert an der Küste gefunden und dem Ban Jellachich zum Geschenk

gemacht. Der ganze slavische Süden gerieth in Bewegung, und im Gebirge wollte man den gewaltigen Königssohn selbst schon gesehen haben. Aber jedermann überzeugte sich bald, daß der Ban, der sich mit dem Schwerte Marko's gegürtet hatte, zufällig kein Held sei, sondern nur ein Höfling, und die Bewegung legte sich, — Marko schläft ruhig wie zuvor.

Auch Thom der Reimer, der im vorigen Jahrhundert sich so oft erhoben hatte, regt sich seit der Schlacht von Culloden Moor kaum mehr, nur von Zeit zu Zeit giebt er noch ein Lebenszeichen, damit man seiner nicht vergesse.

Im Sommer 1848 kehrte Jack der Pferdehändler vom Markte in Fort William nach Hause. Er hatte seine Pferde alle verkauft, und im Wirthshause manches Glas Whisky mit seinen Käufern geleert. Am Abend ritt er auf seinem Rappen nach Hause. Ehe er noch an dem Ben Nevis vorbeiritt, war es ganz finster geworden, da er aber den Weg viele hundertmal gemacht hatte, ritt er ohne Furcht weiter. Doch als ein ungewisser Mond-

strahl für einen Augenblick die Gewitterwolken durchbrach, schien es ihm dennoch er habe den Weg verfehlt. Der Pfad wand sich plötzlich steil in die Höhe und führte an eine Felsenwand, die er nie früher gesehen hatte. Jack hatte wohl, ehe er den Markt verließ, dem schottischen Whisky stark zugesprochen, aber jetzt wurde er plötzlich nüchtern. Zu seiner größten Freude erblickte er, kaum fünfzig Schritte vor sich, eine dunkele Gestalt, die ihm entgegengekommen war, und ein hochländischer Schäfer zu sein schien. Jack ritt daher scharf an ihn heran, und wollte ihn eben bitten, ihm den Weg weisen zu wollen, als er trotz der Finsterniß bemerkte, dies sei doch kein Schäfer; denn er hatte einen langen weißen Bart, trug schwarze Kleider vom Hochländerschnitte, und blickte dabei Jack mit einem solchen Ausdruck von Würde an, daß dieser kaum den Muth hatte ihn anzusprechen. Der Graubart kam ihm übrigens zuvor und fragte, ob Jack den Rappen, den er ritt, verkaufen wollte, er würde ihn kaufen, wenn Jack ihm dafür gutstehe, daß das Pferd nicht ein einziges weißes Haar auf seinem

Körper habe. Der Handel wurde gleich abgemacht. Der Graubart zahlte ohne zu handeln den Preis, den Jack gefordert hatte, setzte sich auf's Pferd, und zeigte dem Pferdehändler einen Fußsteg, auf dem er gleich aus dem Gebirge kommen würde. Doch Jack war nicht der Mann, einem Abentheuer, in das er sich so sonderbar verwickelt sah, aus dem Wege zu gehen, er hielt den Graubart auf und sagte: „Ich hatte nie die Gewohnheit, ein trockenes Geschäft zu machen. Du hast den Rappen gekauft, komm in das nächste Wirthshaus, laß uns einen Schluck Whisky mit einander trinken."

„Ich gehe nie ins Wirthshaus," meinte der Alte, „doch hast du Muth, so begleite mich in meine Wohnung, ich bewirthe dich dort mit dem besten Wein. Wenn du aber glaubst, der Muth könnte dir sinken, so kehre lieber gleich um; erschrickst du, so bist du ein Kind des Todes." — Jack war immer ein tüchtiger Raufbold gewesen, und sein natürlicher Muth war noch erhöht durch den Whisky, den er in Fort William getrunken

hatte; er ging also unerschrocken mit dem Alten, obgleich er nicht mehr zweifelte, es sei Thom der Reimer, der große Dichterkönig, von dem er so viel in seiner Kindheit gehört hatte.

Thom ritt gegen die Felswand, und wie er sie mit seinem Stabe berührte, öffnete sich dieselbe; ein enger unterirdischer Gang wurde sichtbar. Thom merkte wohl, daß unserem Jack das Herz im Leibe höher pochte, und forderte ihn daher nochmals auf umzukehren, wenn er glaubte, er könnte erschrecken. Doch Jack schämte sich jetzt zurückzutreten und folgte dem König keck in die Höhle, die sich augenblicklich hinter ihnen schloß, als beide eingetreten waren. Ein fahler Schein, wie von einem Irrlicht, tanzte vor ihnen auf dem Boden der Höhle. Der Hufschlag des Rappen klang hohl und dumpf; an den Wänden hingen schwarze Rüstungen und breite hochländische Schwerter, alle blank geputzt, aber man bemerkte dennoch die Spur alter Blutflecken an ihnen. In der Ferne flackerte ein großes Kaminfeuer und erhellte eine große Halle. Thom ritt hin, Jack schritt rüstig ihm nach und sah plötzlich,

daß sich die Räume der Halle immer weiter ausdehnten, so weit, daß er die Wände in der Entfernung nicht mehr sehen konnte. In der Halle aber standen an tausend Rappen, alle kohlschwarz, mit schwarzen Zeugen aufgezäumt, und neben jedem derselben ein Ritter in schwarzer Rüstung mit dem Speer in der Hand und dem Schwert an der Seite. Aber keiner rührte sich, alle schliefen. Jack konnte sich nicht enthalten, die Pferde mit Kennerauge zu mustern, bald an dem einen etwas auszusetzen, bald das andere zu loben. Der König sah mit Freude, seinem Gast mangle es nicht an Muth; die Augen des Greises belebten sich, er schenkte einen goldenen Becher voll des köstlichsten Weines, und bot ihn seinem Gaste an. Jack leerte ihn auf einen Zug, worauf Thom der Reimer ihn bei der Hand ergriff, und zu einem Tische führte, auf dem ein Hifthorn und ein Schwert lag.

„Dein Schicksal, und das deines Vaterlandes liegt jetzt in deiner Hand, — sagte er ihm, — wähle — stoße ins Horn, oder ziehe das Schwert aus der Scheide. Thue, was dein Herz dir ge-

bietet, was dein Verstand dir räth; aber wisse, daß du zwischen der Herrschaft und dem Tode wählst. Wählst du recht, so bist du der Herr der Inseln; täuschest du dich, so ist der Tod dein Loos."

Jack besann sich einen Augenblick, und stieß kräftig in das Hifthorn. Die Wände der Halle erzitterten, die Ritter saßen in einem Augenblicke oben auf ihren Pferden, und schwangen das blanke Schwert. Thom der Reimer aber ergriff mit starker Hand den armen Jack, und donnerte ihm in die Ohren: „Thor, wie wagtest du in das Horn zu stoßen, und die Kräfte der Unterwelt zu erwecken, ohne daß du deinen Arm mit dem Schwerte bewaffnet hast!" — Jack vergingen die Sinne, er wußte nicht was ferner mit ihm geschehen. Am nächsten Tage fand man ihn neben seinem weidenden Rappen am Ufer der Loch Lochy ganz zerschlagen, und von Thom dem Reimer und seinen Rittern phantasirend. Seine Bekannten behaupteten, die Geschichte, die er erzähle, finde ihre vollkommene Erklärung in dem Whisky, den er in Fort William getrunken; ein deutscher Professor aber,

der in jener Epoche durch die Hochlande reiste, und das Abentheuer Jack's von ihm selbst hörte, überzeugte sich gleich, Thom der Reimer habe den Volksmännern Deutschlands eine Lehre geben wollen, es gelte ihnen was er Jack zugerufen hatte: „Thoren, wie wagtet ihr ins Horn zu stoßen, ehe ihr das Schwert aus der Scheide zogt!“

Berlin, Druck von Gustav Schade,
Oranienburgerstr. 27.